

Fürsorge-Relationen

Theoretische und empirische Sichtweisen auf Care

Das Geschlechterverhältnis in der Care-
Debatte Béatrice Alischer | Care-Lagen Sabrina Schmitt |
„Geben und Nehmen“ Maik Krüger

Außerdem: Expert_inneninterview mit Karin Jurczyk | ausgewählte Fachliteratur



Mach mit!

Schick uns deine Fotografien!

Das SOZIOLOGIEMAGAZIN erscheint zweimal im Jahr jeweils zu einem bestimmten Thema und beinhaltet soziologisch relevante Beiträge, sorgfältig lektoriert und von einem Wissenschaftsbeirat fachlich begutachtet, Interviews, Buchreviews, Termine u. v. a. m. Parallel dazu gibt es im Internet den Wissenschaftsblog des Soziologiemagazins, um Diskussionen anzuregen und auf aktuelle Anlässe reagieren zu können.

Im Frühling 2018 erscheint unsere Ausgabe zum Thema:

Prekarisierung

Und wovon eigentlich?!

Hierzu möchten wir wieder zum Thema passende Fotos und deren Macher_innen im Magazin präsentieren. Selbstverständlich steht eine kurze Personendarstellung inklusive Kontaktdaten am Beginn jeder Veröffentlichung!

Die Fotografien sowie das Fotograf_innenportrait erscheinen in unserem E-Journal und in unserer gedruckten Ausgabe.

Die Bildrechte bleiben selbstverständlich bei dem Fotografen/der Fotografin.

Und so geht's:

Wer bei uns veröffentlichen möchte, sendet einfach eine Vorauswahl von maximal fünf kleingerechneten Bildern oder Grafiken (insgesamt bis 5 MB) an unsere Bildredaktion. Wir werden zeitnah eine Entscheidung treffen und mit euch in Kontakt treten. Über Zusendungen, Tipps und Kontakte freut sich die:

bildredaktion@soziologiemagazin.de

EINSENDESCHLUSS:

31.03.2018

Editorial der Mehrfachrollen

Liebe Lesenden,

diese Hefteinführung schreibe ich aus der Perspektive mehrerer Rollen: Zum einen bin ich Teil des Redaktionsteams und zum anderen auch in just den Forschungsverbund eingebunden, mit dem das Soziologiemagazin für diese Ausgabe kooperiert. Meine dritte Rolle ist jene, einen Beitrag zu diesem Sonderheft zu liefern. Diese Mehrfachinvolviertheit sollte transparent sein und ich möchte als hauptverantwortliche Person dieses Sonderheftes (vierte Rolle) mit diesem Editorial auch die Chance nutzen, den Entstehungsprozess noch einmal ein wenig deutlicher zu machen.

Alles begann damit, dass innerhalb des Mittelbauforums des Forschungsverbundes Gender und Care (ForGenderCare) die Idee aufkam, eine gemeinsame Publikation zu erarbeiten und Einblicke in die Forschungsstände einzelner Projekte zu geben. Da ein Großteil der Projekte sozialwissenschaftlichen oder soziologischen Hintergrund hat, war die Anfrage an das Soziologiemagazin sehr naheliegend und wurde durch meine eigene Involviertheit in der Redaktion auch vorgenommen.

Mit der Anfrage an die Redaktion begann aller Wahrscheinlichkeit nach schon das Wirken der Doppelrolle, denn ich war zum Zeitpunkt meiner Anfrage außerdem Vorstandsvorsitzender des Soziologiemagazins. Wie bei den bisherigen Sonderheften kam sogleich die Frage auf, inwiefern der Wissenschaftliche Beirat angerufen wird. Wie bei den vorigen Sonderheften kam die Redaktion zu dem Schluss, dass dieser nicht noch über die regulären Hefte hinaus belastet werden sollte. Die Hefentstehung sollte also möglichst nur mit dem internen peer review, also dem Review durch die Redaktion, auskommen.

Im Soziologiemagazin 2/2014 habe ich zusammen mit Anett Ring den Reviewprozess im Soziologiemagazin dargelegt (Ring und Krüger 2014) und das zweistufige Reviewverfahren beschrieben. Wie immer begann die Begutachtung für dieses Sonderheft mit der Anonymisierung der Texte, so dass die Manuskripte im internen Gutachtenverfahren doppelblind sind. Sowohl die Autor_innen als auch die Gutachtenden wissen nicht, mit wem sie es zu tun haben. Mit einer Recherche von Manuskripttiteln ließe sich allerdings der eine oder andere Hinweis auf Autor_innen herausfinden, doch dieses Problem dürfte auch allen anderen Journals bekannt sein, da bekanntere Autor_innen des Faches sicherlich schon am bearbeiteten Thema und/oder Schreibstil erkannt werden dürften.

Die Gutachten der Artikelmanuskripte fielen positiv aus und die Redaktion nahm auch hier wieder die Rolle der Betreuung der Autor_innen wahr, die teilweise sehr intensiv durchgeführt wurde. Hierfür möchte ich der Redaktion in Namen der Autor_innen ganz besonders danken. Die Texte wurden darüber hinaus auch durch das Lektorat und das Setzen in die vorliegende Form aufgewertet.

Entstanden ist eine Ausgabe, die Care aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet.

- 2 In der Tradition des Soziologiemagazins beginnt auch dieses Heft mit einem Expert_inneninterview, diesmal geführt von Katrin Roller. Für Karin Jurczyk vom Deutschen Jugendinstitut in München kommt Care eine zentrale Rolle nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Gesellschaft, zu. Zur Lösung der Care-Krise fordert sie eine Neuorganisation des Lebens und des Lebenslaufes. Béatrice Alischer diskutiert mit Hilfe empirischen Materials aus Gruppendiskussionen mit jungen Erwachsenen das Geschlechterverhältnis in der sozialwissenschaftlichen Care-Debatte und entdeckt starke Traditionalisierungen in ihrem Material. Sabrina Schmitt beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem Konzept der Lebenslagen, das sie um Care als relationale Analysekategorie erweitert. Davon ausgehend entwirft Schmitt ein erweitertes Konzept der Care-Lagen. Maik Krüger macht Reziprozitätstheorien für den Care-Diskurs fruchtbar.

Der vorgeschlagene Blick auf die emotionale Nähe der Involvierten bietet eine neue Perspektive auf Care-Beziehungen.

LITERATUR

Ring, Anett; Krüger, Maik (2014): Wissenschaftliches Publizieren. Peer Review. In: Soziologiemagazin 7 (2), S. 102–104.

Care / 2018

Editorial 1
 Editorial der Mehrfachrollen | von Maik Krüger

Interview

Care als Schlüsselkategorie - für das Leben und die Forschung 5
 Ein Interview mit Dr. Karin Jurczyk | von Katrin Roller

Schwerpunkt

Das Geschlechterverhältnis in der Care-Debatte..... 17
 Modernisierung oder Persistenz? | von Béatrice Alischer

Care-Lagen 39
 Impulse und Potentiale einer Care-theoretischen Perspektivierung des Lebenslagenkonzepts |
 von Sabrina Schmitt

„Geben und Nehmen“ 59
 Care im Zeichen von Reziprozität | von Maik Krüger

Aus der Redaktion

Literatur zum Thema 82
 Redaktionsteam und Danksagung 88
 Impressum 91



Wer würde nicht gerne in einem Magazin erscheinen?

Falls du gerne schreibst und Begeisterung für die Soziologie aufbringst, könnte in der nächsten Ausgabe dein Beitrag hier gelistet sein!

INTERVIEW



Care als Schlüsselkategorie – für das Leben und die Forschung

Ein Interview mit Dr. Karin Jurczyk

5

von Katrin Roller

Katrin Roller: *Sie beschäftigten sich mit und forschen schon viele Jahre zu dem Thema Care. Was ist Care, was ist Care für Sie?*

Karin Jurczyk: Ja, was ist Care für mich, ist die präzise Frage, denn inzwischen existiert eine Ausdifferenzierung in unterschiedlichste Disziplinen und Perspektiven. Ich verstehe Care als ein für-sich-und-für-andere-sorgen, als eine Praxis, Tätigkeit und auch als Arbeit, die sowohl privat, professionell als auch zivilgesellschaftlich erbracht werden kann. Diese Arbeit umfasst die ganz verschiedenen Aspekte des Sorgens, die ganze Bandbreite zwischen betreuen, versorgen, zuwenden, pflegen, sich kümmern, auch die ungeliebte Hausarbeit:

also von „hands on“ mit putzen, windeln und kochen bis zum Kinder-großziehen und alte-Menschen-versorgen. Es umfasst unterschiedlichste Ebenen von sehr praktischen Tätigkeiten. Mit Liebe oder mit Nächstenliebe hat das nicht unbedingt etwas zu tun. Diese Begriffe möchte ich hier außen vor lassen, weil sie ungut

” Care wird oft als
Liebesdienst, der
selbstverständlich und
zwar immer von
Frauen erbracht wird,
gedeutet und missbraucht.

” Ich verstehe Care als ein für-sich-und-für-andere-sorgen, als eine Praxis, Tätigkeit und auch als Arbeit, die sowohl privat, professionell als auch zivilgesellschaftlich erbracht werden kann.

benutzt werden können. Care wird oft als Liebesdienst, der selbstverständlich und zwar immer von Frauen erbracht wird, gedeutet und missbraucht.

Katrin Roller: *Da sprechen Sie das Phänomen an, dass Care weiblich ist. Das hat wohl weitreichende Folgen für die Lebensläufe von Männern und Frauen.*

Karin Jurczyk: Dass Care weiblich ist, ist nicht „natürlich“, sondern verdankt sich historischen Entwicklungen und hat tatsächlich viel mit der gewachsenen geschlechtlichen Arbeitsteilung im Rahmen der Industrialisierung zu tun. Während dort die Verhäuslichung von Frauen stattfand, wurde den Männern sozusagen der Gang in die Welt und die Zuständigkeit fürs Brot verdienen zugewiesen. Obwohl den Frauen die an die Familie gebundenen Tätigkeiten zugeschrieben wurden, haben sie aber faktisch neben Industrie- und Landarbeit auch gesellschaftlich organisierte Sorgearbeit in sozialen Diensten geleistet. Betrachtet man die Entwicklung der sozialen Arbeit im 19. Jahrhundert, haben Frauen eine Erweiterung ihrer weiblichen Rolle in den gesellschaftlichen

Raum vollzogen. Hier wird deutlich, dass diese Trennung von „Haus“ und der „Welt draußen“ nicht wirklich stimmig ist. Was jedoch zutrifft, ist die Verknüpfung von Sorgearbeit und Weiblichkeit, die zu einer Abwertung von Frauen führt und auch Sorgearbeit abwertet. Die abgewertete Sorgearbeit wertet wiederum auch diejenigen ab, die sie tun. Das gilt im Übrigen auch für Männer und insofern muss man sagen, dass unter solchen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, diejenigen, die ihr Leben und ihre Tätigkeit auf das Sorgen zentrieren, bis heute Benachteiligungen während ihres gesamten Lebenslaufs erfahren. Auch professionelle Sorgearbeitet erfährt wenig Anerkennung, sie ist weder gut bezahlt noch gut qualifiziert und bietet geringe Karrierechancen. Unser gesamtes soziales Sicherungssystem baut auf dem männlichen Ernährer-Modell auf, es gewährleistet nur denjenigen ausreichende Rentenansprüche, die in ihrer Erwerbsbiografie lückenlos und vollzeitig gearbeitet und zumindest durchschnittlich verdient haben. Frauen sind hierbei deutlich benachteiligt, was die sichtbare Altersarmut bei Frauen zeigt. Es hat aber auch Auswirkungen auf den Lebenslauf

Dr. Karin Jurczyk

Für die Sonderausgabe Care wurde Karin Jurczyk zu ihrem Verständnis von Care und dessen sozialpolitischen Implikationen interviewt. Karin Jurczyk ist Leiterin der Abteilung Familie und Familienpolitik am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in München. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Arbeit, Care, Gender, Lebensführung, Doing Family und Zeit. Das Interview führte und verschriftlichte Katrin Roller, die unter anderem zu Arbeit, Care und Gender forscht.



von Männern, weil sie sich sukzessive aus bestimmten Tätigkeiten ausschließen oder ausgeschlossen werden und dadurch eine Vereinseitigung in ihrem Erwerbsverlauf erfahren und in diesem Sinne auch eine Vereinseitigung von Persönlichkeit, von Fähigkeiten und Beziehungen.

Katrin Roller: *Ist damit jetzt schon eine Care-Krise gemeint?*

Karin Jurczyk: Die Care-Krise ist mehr, sie spielt sich auch auf anderen Ebenen ab, sie hat eine gesellschaftliche, eine politische und natürlich auch eine individuelle Dimension. Care-Krise meint heute, dass Care-Bedarfe, Care-Verhältnisse und politische Regulierungen nicht (mehr) zusammenpassen. Vor dem Horizont der Jahrzehnte der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg, vor dem wir unsere Vorstellung von Normalität entwickelt haben, war das Modell des männlichen

Alleinverdieners, der die Kleinfamilie ernährt und die Frauen die entscheidende Ressource bildeten, um all diese notwendigen Sorgetätigkeiten rund um Erwerbsarbeit herum abzupuffern, orientierend. Das Unsichtbarmachen von Care durch deren Verlagerung ins Private war selbst schon ein krisenhafter Prozess, weil das eine Abwertung von Frauen und von Sorgearbeit bedeutete.

Die jetzt aktuelle Krise besteht jedoch darin, dass diese entscheidende Ressource Frau für die private, sowie die zivilgesellschaftliche Sorgearbeit nicht mehr selbstverständlich zur Verfügung steht, weil Frauen selbstverständlicher und umfangreicher als früher selber erwerbstätig sind. Eine andere Dimension dieser Care-Krise ist der demografische Wandel: wir haben schlicht mehr alte Menschen, die Pflege brauchen, aber ein schrumpfendes nachwachsendes Potenzial privater wie professioneller Sorgender, und wir haben

einen Staat, der sich nicht hinreichend darum gekümmert hat, seine Institutionen so umzubauen, dass auch für die größer werdenden Gruppen alter Menschen hinreichend gut gesorgt werden kann. Daher entstehen Care-Lücken, da passt etwas nicht mehr zusammen, ohne dass damit suggeriert werden soll, dass es früher gut war. Das Wohlfahrtsstaatsregime passte aber besser zur Normalität von Erwerbs-, Familien- und Geschlechterverhältnissen. Das bedeutet im Hinblick auf die Care-Krise: Die Geschlechterfrage und die Erosion der Ressource "Hausfrau" sind zwar wichtige, aber nicht deren einzige Dimensionen.

Katrin Roller: *Sie haben, um dieser Care-Krise entgegenzuwirken, als sozialpolitisches Konzept die atmenden Lebensläufe mit entwickelt. Können Sie das etwas erläutern?*

Karin Jurczyk: Ja, das ist ein Ansatzpunkt neben anderen notwendigen Ansatzpunkten, um dieser Care-Krise entgegenzuwirken. Das Konzept der atmenden Lebensläufe, das wir am DJI gerade gemeinsam mit der Universität Bremen ausarbeiten, verfolgt die Idee, sozialpolitische Regelungen an die Realität der Lebensläufe von Menschen und deren Wünsche anzupassen. Gegenwärtige Erwerbs-, Geschlechter- und Familienverhältnisse passen nicht mehr in die lineare dreigliedrige Struktur von Ausbildung, 40jähriger Vollzeitberufstätigkeit und Rentenphase,

die ohnehin fast nur für Männer gegolten hat. Atmende Lebensläufe sollen, sozial abgesichert und monetär abgedeckt, erwerbstätigen Menschen ermöglichen, eine Zeit lang ihren Job zu unterbrechen oder die Arbeitszeit zu reduzieren. Dafür steht bereits zu Beginn des Erwerbsverlaufs ein bestimmtes Zeitbudget zur Verfügung, das man für bestimmte, gesellschaftlich relevante Tätigkeiten in Anspruch nehmen kann, insbesondere für Sorgetätigkeiten. Über das Instrument der sogenannten Erziehungsrechte sollen solche Ansprüche rechtlich abgesichert werden. Im Kern des Zeitbudgets steht Sorgearbeit, welches um die Möglichkeit von Zeientnahmen für Fort- und Weiterbildung, Ehrenamt und Selbstsorge angereichert wird. Diese Anreicherung hat folgenden Grund: Wir gehen davon aus, dass es nicht nur neue Antworten auf den Strukturwandel von Erwerbsarbeit, Geschlechterverhältnissen und sozialer Absicherung braucht, sondern dass ein Kulturwandel herbeigeführt werden muss. Es muss normal werden, dass man Erwerbsverläufe unterbricht und Arbeitszeiten reduziert, nur dann haben wir auch die Männer im Boot. Wenn wir das Zeitbudget in „atmenden Lebensläufen“ nur auf Sorgearbeit konzentrieren, werden das überwiegend nur Frauen in Anspruch nehmen und die Lebens- und Erwerbsverläufe von Männern werden sich kaum ändern. Dies wird nur dann der Fall sein, wenn es selbstverständlich wird, dass auch für andere, definierte Zwecke die

Erwerbsarbeit unterbrochen oder reduziert werden kann und dies sozialpolitisch gerahmt ist. Unser Konzept unterscheidet sich aber markant vom bedingungslosen Grundeinkommen. Wir gehen zwar auch von einem Sockel an Grundeinkommen aus, der aber an gesellschaftliche Zwecke, sowie voraussichtlich auch an Einkommensgrenzen, geknüpft ist.

Katrin Roller: *Wenn sie das Zeitbudget erweitern und die Sorgearbeit auch für andere Zwecke genutzt werden kann, haben sie dann nicht nur eine Verlagerung des Problems: Frauen übernehmen nach wie vor Sorgearbeit? Männer betreiben mehr Selbstsorge oder Weiterbildungen? Oder ist das Problem damit gelöst?*

Karin Jurczyk: Nein, gelöst ist gar nichts, ich glaube nicht an Automatismen von mehr Gleichstellung und Gleichberechtigung, man muss gut über Anreize nachdenken. Aber der Clou des Modells ist, dass die unterschiedlichen Zeitbudgets für bestimmte Zwecke nicht wechselseitig transferiert werden können. Das heißt vor allem, dass ein fiktives Sechs-Jahres-Budget für Care im Sinn von Sorgearbeit nicht für andere Zwecke (z. B. für Weiterbildung oder Sabbaticals) genutzt und verrechnet werden kann. Es handelt sich vielmehr um einen festen Sockel innerhalb des gesamten Zeitbudgets, der verfällt, wenn er nicht für Care in Anspruch genommen wird. Denn wenn ein Gesamt-Zeitbudget von

beispielsweise zehn Jahren zur Disposition stünde und alle dürften diesen Zeitraum gleichermaßen für die beschriebenen vier gesellschaftlichen Zwecke verwenden, dann würde man wahrscheinlich genau den beschriebenen Effekt einer vertieften geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung haben. Andernfalls – und so ist es von uns gemeint – blieben, um im Zahlenbeispiel zu bleiben, einfach nur vier Jahre für die weiteren drei Zwecke übrig. Wohl wissend, dass Gleichstellung und Gleichberechtigung keine Selbstläufer sind, nehme ich die Studien, die am Deutschen Jugendinstitut zu Väterlichkeit und zu jüngeren Männern durchgeführt wurden, ernsthaft und mit Optimismus zur Kenntnis. Sie zeigen, dass ein beachtlicher Teil junger Männer kein Interesse mehr daran hat, sein Leben ausschließlich Karrierezwecken zu widmen, sondern offensichtlich auch Zeit für Sorge, Zeit für Kinder, Zeit für Partner/ Partnerin und so weiter beansprucht. Männer hatten wenig Möglichkeit, diese Bedürfnisse zu entfalten, denn die Ernährerrolle ist auch für sie oft ein Zwangsverhältnis.

Katrin Roller: *Sie beschäftigten sich sehr viele Jahre mit dem Thema. Welche Veränderungen nehmen sie wahr? Hat sich in der gesellschaftlichen Diskussion etwas verändert?*

Karin Jurczyk: Care ist mittlerweile ein ernstzunehmendes Thema geworden: in der Wissenschaft, in der Politik, der Ge-

sellschaft und einigen Medien. Das trifft jedoch nicht überall zu und unterliegt konjunkturellen Schwankungen, aber in der Tendenz wird deutlich, dass Care kein Frauenthema mehr ist, sondern ein gesellschaftliches Thema, das die Öffentlichkeit, etwa auch die Gewerkschaften, erreicht hat. Das liegt nicht zuletzt an der Genderforschung, insofern sie auch Männlichkeits- und Väterforschung umschließt. Interessant ist, dass die obige Krisenanalyse bei ganz unterschiedlichen Akteuren wie der katholischen Kirche, den Wohlfahrtsverbänden sowie einigen politischen Parteien auf große Zustimmung stößt. Auch wenn diese jeweils unterschiedliche Zielsetzungen haben, teilen sie das Bewusstsein, dass da etwas nicht mehr so weiterlaufen kann. Ich habe mich lange mit Geschlechterfragen beschäftigt, mit Fragen zur Arbeit, dann mit dem Schwerpunkt Lebensführung und Zeit und schließlich mit Familie, und stelle fest, dass Care zu einer Schlüsselkategorie geworden ist, die all diese Bereiche miteinander verbindet. Care verknüpft die unterschiedlichen Diskurse, die meist voneinander getrennt geführt wurden.

Katrin Roller: *In der klassischen Arbeitssoziologie kann ich diese Berücksichtigung von Care allerdings nicht erkennen.*

Karin Jurczyk: Naja, es gibt einen Strang feministischer Arbeitsforschung, für den das sehr wohl zutrifft. Aber das eigentlich

Bittere ist, dass große Teile der Wissenschaft und auch der Soziologie im Moment wieder verstärkt meinen, ohne Genderforschung und feministische Forschung auskommen zu können. Das ist wirklich eine Katastrophe, dass die Genderforschung immer wieder versucht, Gesellschaft im Ganzen zu verstehen, sozialen Wandel aufzugreifen und in ihren Analysen passende Kategorien und Diagnosen zu entwickeln, dass aber umgekehrt der Mainstream der Wissenschaft und der Soziologie nach wie vor ein Malestream ist. Insofern haben Sie vollkommen Recht, es gibt Segmente, wo der Diskurs um Care angekommen ist, aber die gesamte Disziplin, gerade auch die soziologische Arbeitsforschung, hat Care nicht und erst recht nicht systematisch in ihre Analysen integriert.

Katrin Roller: *Was könnte eine theoretische Auseinandersetzung mit Care beispielsweise im Hinblick für das Thema Arbeit, für den Gegenstand als auch für den Forschungsbereich hervorbringen? Und wo kann es soziologische Theoriedebatten anreichern, einen Perspektivwechsel hervorrufen?*

Karin Jurczyk: Aus gesellschaftsethischer Sicht gilt es zu diskutieren, was das gute Leben und eine gute Gesellschaft ausmacht und was gute Beziehungen bedeuten. Letztere sind ohne persönliche Zuwendung nicht vorstellbar, wir reduzieren uns ansonsten auf Maschinen. Arbeitswissenschaftlich ginge es

beispielsweise um die kritische Analyse von Erwerbsbedingungen im Hinblick auf die Notwendigkeit „guter Arbeit“ für eine Balance von „Arbeit und Leben“, um die Inblicknahme globaler Arbeitsteilung und Care-Chains. In der Sozialpolitikforschung ginge es um adäquate Konzepte sozialer Sicherung, die den Wandel von Geschlechterverhältnissen und Erwerbsarbeit berücksichtigen. Innerhalb der Soziologie steht Care tatsächlich für viele Themen und Großthemen, zum Beispiel für die Frage, was die Gesellschaft zusammenhält und wie sich Gesellschaft reproduziert. Wir können ja die Kinderfrage nicht einfach von uns wegschieben! Ich bezweifle aber eher, ob noch bessere Analysen, so notwendig sie sind, noch mehr Bewusstsein schaffen können. Man muss bedenken, dass seit den 1970er und -80er Jahren ausgezeichnete Analysen vorliegen, die deutlich machen, dass das Menschenbild der Moderne, die Vorstellung vom autonomen Menschen, der alleine in der Welt steht und dann die Welt gestaltet, unzureichend ist. Das ist wirklich ein männliches Menschenbild, welches die Bezüge kappt zu Bindung und zur Notwendigkeit aller Menschen, zumindest in bestimmten Lebensphasen versorgt zu werden, aber auch insgesamt zur Angewiesenheit auf menschliche Beziehungen. Es ist einfach eine existenzielle Tatsache, dass Menschen nicht überleben können, ohne dass andere sich um sie kümmern. Ebenso ist die Kritik des Arbeitsbegriffs am Beispiel Care nach

wie vor hervorragend geeignet, um zu zeigen, dass die gegenstandsbezogen gleiche Tätigkeit des Sorgens ganz unterschiedlich aussieht, wenn sie professionell, privat oder zivilgesellschaftlich erbracht wird. Wahrscheinlich ist es eine Machtfrage auch in der Soziologie: Wer hat das Sagen, wer bringt welche Themen ein und können wir das Menschenbild des autonomen, unabhängigen Individuums ergänzen zu einem Menschenbild, das auch Angewiesenheit und Eingebundenheit anerkennt. Im Grunde ist das eine Frage danach, wer wichtige Diskurse definiert. Man braucht die Foren, die Zuhörerschaften und die offenen Ohren, um das, was eigentlich längst vorliegt, in seiner Bedeutung hörbar und sichtbar zu machen und relevant werden zu lassen.

Katrin Roller: *Wie hat sich denn Ihre eigene Position im Laufe dieser Jahre und dieser Debatten verändert?*

Karin Jurczyk: Meine Position wird im Grunde immer radikaler. Das ist das Glück des Alterns, weil man zum einen nichts mehr zu verlieren hat und zum anderen die Zusammenhänge immer deutlicher werden. Ohne Anerkennung, ohne Aufwertung von Sorgearbeit und ohne eine sozialgerechte und geschlechtergerechte Gestaltung von Sorgearbeit, kann diese Gesellschaft nur vor die Wand fahren. Care ist eine unbedingt gesellschaftliche Aufgabe. Gesellschaft kann nicht funktio-

”

Ohne Anerkennung, ohne Aufwertung von Sorgearbeit und ohne eine sozialgerechte und geschlechtergerechte Gestaltung von Sorgearbeit, kann diese Gesellschaft nur vor die Wand fahren. Care ist eine unbedingt gesellschaftliche Aufgabe.

nieren ohne Care, die zwar von Individuen – zumindest wenn wir nicht die Roboterisierung von Care als Lösung sehen – getan werden muss, aber sie ist garantiert keine private, sondern im Gegenteil eine gesellschaftliche Angelegenheit. Die dringende Notwendigkeit eines neuen Care-Regimes als Verhältnis von privater und öffentlicher Sorge führt mich auch zu einer immer deutlicheren Kritik der aktuellen Familien-, Erwerbs- und Sozialpolitik, die wenn überhaupt, nur Symptome kuriert.

Katrin Roller: *In den Care-Debatten wird sehr viel darüber gesprochen: Wie kann ich was organisieren, wer kann Care leisten und welche Aufgaben sind zu tun. Kommen diejenigen mit Care-Bedürfnissen dabei ausreichend zu Wort?*

Karin Jurczyk: Es gibt wenige Studien, die den sogenannten Care-Receiver zu Wort verhelfen. Aber es ist eine originäre Aufgabe von Forschung, auch diese zu befragen und ihnen eine Stimme zu geben. Wie wir inzwischen wissen, wäre das auch bei Kindern gut möglich. Es existiert eine

entwickelte Kindheitsforschung, die sehr jungen Menschen Ausdrucksmöglichkeiten gibt. Beispielsweise wurde bei der Befragung von Kindern, wie viel Zeit sie sich von ihren Eltern wünschen, deutlich, dass sie sehr differenzierte Aussagen treffen können. Sie wünschen sich vor allem mehr Zeit mit ihren Vätern, aber gar nicht unbedingt mehr Zeit mit ihren Müttern. Dennoch sind die Mütter aber die_jenigen, die immer ein schlechtes Gewissen haben. Kinder wissen, selbstverständlich altersabhängig, sehr genau, was sie sich wünschen und dass sie auch zum Beispiel unverfügte Zeit möchten, wo die Eltern überhaupt nicht präsent sind. Sie betonen auch die Bedeutung von verlässlichen Zeiten. Die Forschung zu Care ist aus der Perspektive erwerbstätiger Erwachsener gemacht und wir sollten die unterschiedlichen Care-Nehmer_innen wirklich ernsthaft anhören. Wir müssen außerdem die Interaktion zwischen Care-Geber_innen und Care-Nehmer_innen in den Blick nehmen. Nur dann erfahren wir auch etwas über Qualität und darüber, was gut läuft.

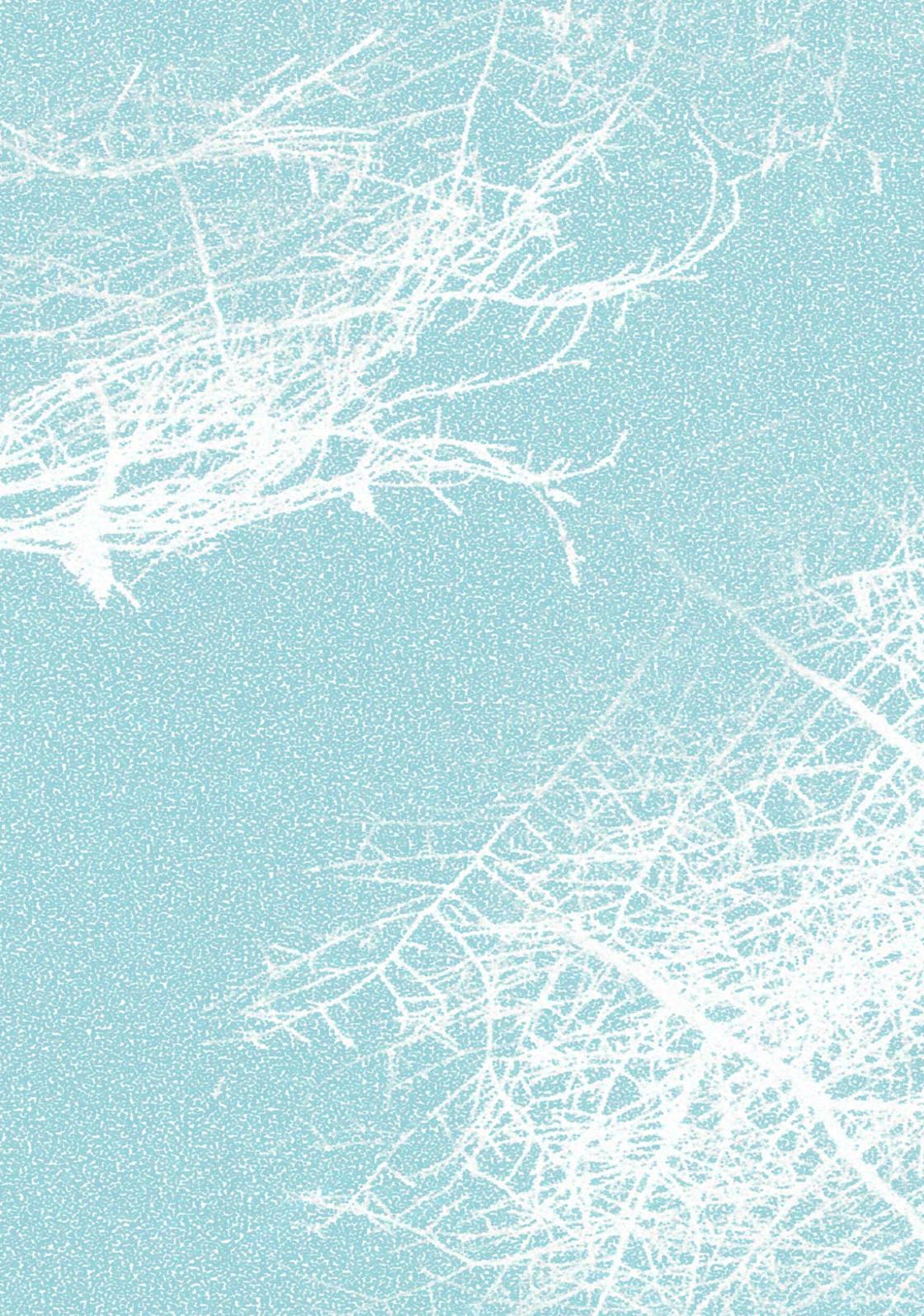
Katrin Roller: *Am Schluss noch eine persönliche Frage: Was ist Ihr Anliegen, weswegen Sie sich mit der Thematik schon lange beschäftigen?*

Karin Jurczyk: Für mich sind soziale Gerechtigkeit und Geschlechtergerechtigkeit von Anfang an ganz zentrale Themen, die sich wie so ein roter Faden durchziehen und meine unterschiedlichen Forschungsbereiche miteinander verbinden. Die Vorstellung einer für Frauen und für Männer guten und gerechten Gesellschaft, die ein Stück weit von ihrer Erwerbsfixierung loslässt und das ganze Leben in den Blick nimmt, ist für mich von zentraler Bedeutung.

Katrin Roller: *Vielen Dank für das Gespräch.*

ZUR INTERVIEWERIN

Katrin Roller ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule München. Ihre Interessen- und Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Arbeit, Mobilität, Geschlechterfragen und Care, sowie deren wechselseitige Überschneidungen und Einflussnahmen. Sie hat zu Dienstreisen und deren Aushandlungspraktiken promoviert und arbeitet derzeit im Forschungsprojekt „Care aus der Haushaltsperspektive“.



SCHWERPUNKT





Das Geschlechterverhältnis in der Care-Debatte

Modernisierung oder Persistenz?

17

von Béatrice Alischer

Die Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern ist eines der Kernthemen der aktuellen Care-Debatte. Feministische Bestrebungen einer Aufwertung und De-Naturalisierung weiblicher Hausarbeit haben zur Diskursivierung des Problems der geschlechtsspezifischen Ungleichheit geführt, was die öffentliche und politische Auseinandersetzung mit Arbeitsteilung antreibt.

Ausgehend von der Diagnose einer rhetorischen Modernisierung des Geschlechterverhältnisses analysiert der Artikel anhand einer qualitativen Studie die Deutungsmuster junger Erwachsener. Dabei steht die Frage im Fokus, wie Geschlecht bezüglich der Arbeitsteilung heute gedeutet wird. Das Resultat verweist auf tief verankerte Traditionalismen, die dem modernen Wandel deklarierenden politischen und wissenschaftlichen Diskurs entgegenstehen. Die Deutung von Geschlecht beruht hier vielmehr auf dualistischen und naturalistischen Deutungen von Geschlecht, was Auswirkungen auf die Verteilung von Arbeit hat.

abstract

Care-Arbeit in der BRD

Die Gleichstellung der Geschlechter ist in Deutschland ein von der Bundesregierung formuliertes, laut zweitem Gleichstellungsbericht allerdings „nicht erreichtes Ziel“ (Drs. 18/12840: 1). Die Ungleichheit äußert sich in erster Linie durch die geschlechtsspezifische Verteilung von Arbeit, nämlich der vermehrt von Frauen unbezahlt geleisteten Care-Arbeit in Relation zu männlich dominierter Erwerbsarbeit. So statuiert der aktuelle Bericht vom 21. Juni 2017, die Verteilung von Arbeit „in Deutschland [ist] immer noch ganz entscheidend vom Geschlecht abhängig; hier hat sich [...] nichts Wesentliches geändert“ (ebd.: 90). Noch immer ist ein deutlicher *gender care gap* zu verzeichnen und das hierarchische Geschlechterverhältnis zeigt sich als enorm stabil in den sich sonst durchaus wandelnden Gesellschaftsstrukturen, die sich unter anderem durch politische Maßnahmen, Digitalisierung und Individualisierung transformieren.

Der soziale Bereich, den die Veränderungen der Geschlechterkonstellationen wohl am meisten betreffen, ist die Sorge- bzw. Care-Arbeit. Das Besondere an der Care-Arbeit ist, dass sie quer durch die gesellschaftlichen Felder verläuft und jede_n einschließt. Staat, Markt und Privatleben sind geprägt durch und abhängig von Care, die inzwischen mehr als rein private Reproduktionsarbeit darstellt. Care

wird durch staatliche Maßnahmen und Leistungen international unterschiedlich institutionalisiert, wirtschaftlich kommodifiziert und muss im Spannungsfeld von Arbeitsmarkt und Familie privat zwischen Partner_innen (neu) verteilt werden. Die angestrebte Neuverteilung schlägt sich im Gleichstellungsbericht allerdings für die BRD noch nicht nieder. Ganz im Gegenteil: In Bezug auf Care ist die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nach wie vor äußerst stabil.

Dieser Artikel widmet sich daher der Frage, ob und wie sich das Wissen um die Geschlechterdifferenz gewandelt hat, um im Anschluss daran die Konstruktion des Geschlechterverhältnisses anhand der Ausführungen junger Erwachsener zum Thema Care zu entschlüsseln. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der geschlechtsspezifischen Verteilung von Lohn- und Sorgearbeit.

” Der soziale Bereich, den die Veränderungen der Geschlechterkonstellationen wohl am meisten betreffen, ist die Sorge- bzw. Care-Arbeit.

Die sich langsam angleichenden Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern werden im Folgenden ausgeklammert, da sich die empirische Untersuchung auf Daten aus Bayern beschränkt.

Geschlechterverhältnis und Geschlechterdifferenz

Da der Artikel etwaige Veränderungen des Geschlechterverhältnisses hinterfragt, muss der Begriff zunächst klar sein: Unter dem *Geschlechterverhältnis* wird hier verstanden, wie Männer und Frauen im Sinne sozialer Gruppen „in gesellschaftlich institutionalisierter Form zueinander in Beziehung stehen“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: 7), da dieses Verhältnis nicht naturgegeben, sondern sozial geformt ist. Gemeint sind damit die Organisationsprinzipien wie Hierarchie, Egalität oder Komplementarität, die davon abhängen welche sozialen Positionen die Geschlechter jeweils besetzen und wie diese Stellungen institutionell gefestigt werden. Dieses Verhältnis wird in verschiedenen sozialen Formationen, wie z.B. auch in Partnerschaften und auf dem Arbeitsmarkt reproduziert. Die *Geschlechterdifferenz* meint dagegen die Zuordnung von Menschen in zwei Geschlechter und somit das Alltagswissen um die biologisch legitimierte ‚natürliche‘ Zweigeschlechtlichkeit, die aber zunehmend als sozial konstruiert

verstanden wird. Die Kontingenz der biologischen Geschlechterkonstruktion wird in der historischen Untersuchung der medizinischen Darstellungen von Geschlecht deutlich, denn je nach sozialer Konstruktion der Geschlechterdifferenz wird die biologische Legitimation angepasst – nicht umgekehrt (vgl. Laqueur 1992: 181; vgl. auch Villa 2011).

Wie diese Konstruktion des Geschlechterverhältnisses innerhalb der Care-Debatte erfolgt und sich potenziell verändert hat, wird im Folgenden aufgezeigt.

Kontingenz von Care als weiblicher Arbeit

Die Bedeutung von Care manifestiert sich besonders deutlich in der geschlechtsspezifischen Aufteilung von bezahlter Erwerbs- und unbezahlter Care-Arbeit. Der vorliegende Artikel versteht Care als weiblich konnotierte, unbezahlte Arbeit im Privaten, die auf zwischenmenschlichen Interdependenzen innerhalb von Machtgefügen beruht. Unbezahlte Sorge-Arbeit im Privaten umfasst dabei alle reproduktiven Tätigkeiten, die zur Lebenserhaltung nötig sind, Hausarbeit (Nahrungszubereitung, Reinigungs-/Instandhaltungstätigkeiten usw.) sowie Fürsorgearbeit (Versorgung und Betreuung von Hilfsbedürftigen) einschließen und auch gegen Entlohnung an Dritte übertragen werden können (vgl. Hobler 2017: 3 ff.).

”

Von einer naturgegebenen Disposition des Weiblichen für Hausarbeit kann folglich nicht die Rede sein.

In der deutschsprachigen Wissenschaft thematisierten Gisela Bock und Barbara Duden (1977) erstmalig die Bedeutung und Kontingenz von Hausarbeit als „Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit“. Sie arbeiteten heraus, dass unentlohnte Hausarbeit „nicht ein zeitloses biologisches Schicksal der Frau [ist], sondern ein historisch bestimmtes und bestimmbares Phänomen, das einer ebenso historisch bestimmten Epoche der kapitalistischen Gesellschaft zuzuordnen ist“ (ebd.: 31).

Wird Hausarbeit in diesem Kontext wie oben beschrieben als Arbeit definiert, die – meist von der Ehefrau oder Mutter – für die übrige Familie ohne Entlohnung geleistet wird und dafür in Abhängigkeit vom Ehemann Unterhalt erhält, kann festgestellt werden, dass dies in der Zeit vor dem 18. Jahrhundert nicht der Fall war. Es wurde in Form einer Familienwirtschaft im Mehrgenerationen-Haushalt gelebt. Erst mit der Trennung von produktiver und reproduktiver Arbeit durch den Kapitalismus entstand der sogenannte private Haushalt und die Frau wurde zur Haus-

frau mit dem Aufkommen des Idealbildes der bürgerlichen Familie (vgl. ebd.: 32 ff). Von einer naturgegebenen Disposition des Weiblichen für Hausarbeit kann folglich nicht die Rede sein. Dennoch hat sich dieses Bild nicht zuletzt durch weitreichende Propagierung der häuslichen Mutterrolle im 19. Jahrhundert durchgesetzt und in Teilen bis heute gehalten. Das zeigen auch die historischen Rekonstruktionen der aus der bürgerlichen Gesellschaft entstandenen Binarisierung der Geschlechterdifferenz durch die idealisierte Mutterrolle, die Trennung von Privat/Öffentlich sowie Familie/Beruf (vgl. Gerhard 1978; Hausen 1976). Durch die Trennung von Produktion und Reproduktion wurde auch die eigentlich biologische Geschlechterdifferenz geprägt und die Unterscheidung zum sozialen Geschlechterverhältnis verwischt: „Aus Individuen werden nämlich, zugespitzt formuliert, (natürlicherweise) ‚liebende Hausfrauen und Mütter‘ oder (naturbestimmte) ‚Familienernährer‘“ (Villa 2011: 43). Damit wird eine Veränderung des sozialen Geschlechterverhältnisses naturalisiert, ein gesellschaftliches Phänomen als natürliche Tatsache legitimiert und Teil des alltäglichen Wissens um die Geschlechterdifferenz.

Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf

Gegenwärtig kann aber durchaus eine gelungene Arbeitsmarktintegration von Frauen festgestellt werden, welche allerdings mit neuen Herausforderungen und Vereinbarkeitsproblemen einhergeht. Vielfältige Analysen zur Integration von Frauen in die Berufswelt haben gezeigt, dass keine eindeutige Wahl zwischen Familie und Beruf getroffen wird, sondern vielmehr das Problem darin besteht, keine ‚Entweder-Oder-Entscheidung‘ treffen zu wollen. Das Gefangen-Sein in der Ambivalenz verschiedener Handlungsmaxime in Arbeitswelt und Familie stellt die tatsächliche Herausforderung von Frauen zwischen Beruf und Familie dar (vgl. Becker-Schmidt et al. 1982; sowie ebd. 1984 und Hochschild 2002).

Dieser Ambivalenz geht Elisabeth Beck-Gernsheim (1979) auf den Grund. Sie erörtert, wie stabil und zugleich überholt traditionelle Geschlechtsrollen sind. Sie kritisiert die Wirkmacht der sozialen Deutungen von *Männlichkeit* und vor allem von *Weiblichkeit*, denn „die Verantwortung für den Innenbereich der Familie, für Haushalt und Kindererziehung ist weiterhin primär der Frau zugewiesen“ (ebd.: 165). Zugleich ist durch die Emanzipation der Frauen durch Berufstätigkeit auch nach Familiengründung ein gestiegener Zugang zu ehemals männlichen Berufsfeldern zu verzeichnen. „Die Besonderheiten des

weiblichen Arbeitsvermögens“ (ebd.: 179) sieht Beck-Gernsheim in der doppelten Einbindung von Frauen in Berufs- und Familienleben, welches nicht aus dem zeitlichen Problem der Vereinbarkeit resultiert, sondern in den unterschiedlichen Logiken von Markt und Familie verankert liegt. Während Lohnarbeit sich auf die Bedürfnisse anderer, oft unbekannter Personen richtet, auf ökonomischen Nutzen zielt und Leistung sichtbar macht, da man mit anderen konkurriert, richtet sich Care-Arbeit auf die Erfüllung basaler Bedürfnisse vertrauter Personen.

Daraus – und nicht aus der Biologie – resultiert die Geschlechterungleichheit, die auf dem Arbeitsmarkt sichtbar wird. Da durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung den Frauen der häuslichen Bereich zugeschrieben wird und dieser mit gewissen Attributionen wie Harmonie, Emotion und Selbstbeschränkung verknüpft ist, die jenen im Berufsleben widersprechen, entsteht strukturelle Dissonanz: „Was für die Arbeit in der Familie richtig und angemessen ist, was dort als Fähigkeit stetig gefordert wird – erscheint umgekehrt in der Berufsarbeit als Mangel und Unfähigkeit“ (ebd.: 180 ff.).

Die Geschlechterdifferenz wird umgedeutet in männliches versus weibliches Arbeitsvermögen, das sich aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Haushalten ab der Kindheit inkorporiert und als leitende gesellschaftliche Norm fungiert, die weitere Ungleichheiten

”

Die vergeschlechtlichte Produktion sozialer Ungleichheit resultiert also unter anderem aus der „doppelten Vergesellschaftung“.

wiederum legitimiert. Dieser recht alte Ansatz aus den Anfängen der neuen Frauenbewegung zeigt, dass das Problem der Geschlechtersegregation auf dem Arbeitsmarkt wie auch das Vereinbarkeitsproblem von Beruf und Familie keineswegs neu sind.

22

Die vergeschlechtlichte Produktion sozialer Ungleichheit resultiert also unter anderem aus der „doppelten Vergesellschaftung“ (vgl. Becker-Schmidt 2010) von Frauen. Diese bedeutet, dass Frauen durch Familie und Beruf doppelt in die Gesellschaft eingebunden sind und die Haus- bzw. Care-Arbeit gegebenenfalls zusätzlich zum Erwerbsleben bewerkstelligen müssen. Diese Dopplung ist dabei durchaus gewollt, motiviert dadurch an der Öffentlichkeit partizipieren zu wollen, Kompetenzen über die Haushaltsführung hinaus zu erwerben und am freien Wettbewerb im Kampf um soziale Anerkennung teilzunehmen (vgl. ebd.: 66). Daraus folgt aber auch eine „doppelte Diskriminierung“: „Frauen werden zur unbezahlten Hausarbeit verpflichtet, was zudem ihre gleichberechtigte Integration in das Beschäftigungssystem erschwert“ (ebd.: 67). Die Anforderungen an Frauen auf dem

Arbeitsmarkt vervielfachen sich zudem zunehmend. Es zeigen sich neue Verbindungen zwischen unentgeltlicher Care-Arbeit und Kommerzialisierung der Reproduktion, wenn beispielsweise Großunternehmen social freezing für Managerinnen anbieten und Frauen „zugleich als weibliche Führungskräfte im Betrieb, als künftige Mütter wie auch als Objekt der Kommerzialisierung durch die Reproduktionsmedizin konstruiert“ werden (Lenz 2017: 195).

De-Thematisierung von Geschlecht

Diese Exempel zeigen deutlich die Wirkmacht von Geschlecht auf Prozesse des Arbeitsmarktes wie auch der privaten Lebensführung. Im soziologischen Diskurs um das Geschlechterverhältnis konkurrieren aber unterschiedliche Sichtweisen. Gegenwärtig wird „eine paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz, von Chancen und Zwängen, von Ermächtigungen und Verunsicherungen“ (Maihofer 2007: 283) für das Geschlechterverhältnis konstatiert. Dies bedeutet beispielsweise, dass normative Entwürfe wie die hetero-

sexuelle Kleinfamilie und die damit einhergehende traditionelle Arbeitsteilung deutungsmächtig werden, „während die sich davon unterscheidenden Praxen konkreter Menschen oder andere normative Entwürfe (etwa von Familien oder Geschlechtlichkeit) weitaus prekärer sind in ihrer juristischen, ökonomischen oder kulturellen Dimension“ (Villa 2017: 65). Gleichstellung, Modernisierung und Individualisierung befinden sich in einer Art paradoxem Spannungsfeld mit persistenten Traditionalismen, beispielsweise wo entgegen rationalen Kosten-Nutzen-Kalkülen oftmals Mütter Erziehungsurlaub nehmen, auch wenn sie besser verdienen als ihre Partner_in (vgl. Schneider/Rost 1998; Bianchi et al. 2000; Hobler et al. 2017). Äquivalent dazu zeigen sich auch differente soziologische Diagnosen der Geschlechterdifferenz der Gegenwart, welche Ilse Lenz treffend subsummiert:

Bei der Frage, ob Gender omnirelevant ist, also überall wirksam bleibt oder gegenwärtig in bestimmten Kontexten dethematisiert wird, scheiden sich die Geister. Die einen stellen angesichts des Vordringens der Frauen in qualifizierte Professionen De-Institutionalisierungsprozesse von Geschlecht fest, während die anderen annehmen, dass die Berufsfelder weiterhin männlich zentriert bleiben, aber Geschlecht nun in Feindifferenzierungen re-konstruiert wird. (Lenz 2017: 185; vgl. dazu auch

Heintz 1993; Pasero 1995; Hobler et al. 2017).

Das Geschlechterverhältnis der Gegenwart ist folglich gekennzeichnet durch „Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten“ (Wetterer 2003: 288), die in der „rhetorischen Modernisierung“ (ebd.) Ausdruck finden, die sich durch die Verschiebung des Zusammenhangs von alltagsweltlichem Differenzwissen und der Sozialstruktur auszeichnet.

So lässt sich zwar eine Transformation beobachten, welche die Ungleichheit der Geschlechter zunehmend auflöst, etwa durch rechtliche Regulierungen des Arbeitsmarkts, die Öffnung aller Berufszweige für Frauen, Existenzsicherung für Alleinerziehende (Mütter) usw., während sich die sozialen Strukturen dagegen als träger erweisen, da sich die geschlechtliche Arbeitsteilung *praktisch* nicht gewandelt hat (vgl. u.a. König 2012; Koppetsch 2001; Kaufmann 2005). Treffend schließt Paula Villa (2017) daraus: „Es kann nicht wahr sein, was nicht sein darf“ (ebd.: 66). Dies bedeutet dass, wenn z.B. einer Beziehung Gleichheit unterstellt wird, „die eigene ungleichheitsgenerierende oder doch zumindest -perpetuierende Praxis übersehen [wird]“ (ebd.).

‚Rhetorisch‘ ist die Modernisierung folglich, weil sich mit dem Wandel um das Wissen über die Geschlechterdifferenz nicht die entsprechenden egalitären Praxen eingestellt haben (vgl. Wetterer 2003: 290 ff.).

Milieuspezifische Arbeitsteilung

Cornelia Koppetsch und Günter Burkhardt (1998) haben eine Milieustudie zum Vergleich der Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion in Paarbeziehungen durchgeführt, unter dem Hinweis dass es kein milieuunabhängiges Geschlechterverhältnis gibt, da sich plurale Männlichkeiten und Weiblichkeiten milieuspezifisch ausformen. Sie unterscheiden drei Milieus, wobei die Zugehörigkeit nicht frei von den Individuen gewählt wird, sondern durch milieuspezifische Institutionen und Prozesse aus denen die Lebensstile resultieren, produziert werden. Die Konstruktionsbedingungen des Geschlechterverhältnisses sind dabei Herkunftsmilieu, Bildungslaufbahn sowie Berufsrolle (vgl. ebd.: 119). In den Interviews wird das alltägliche Differenzwissen manchmal explizit artikuliert, meist aber symbolisch klassifiziert im Sinne einer „stillschweigenden Grundlage von Konflikten und Auseinandersetzung im Geschlechterverhältnis“ (ebd.: 120). Die drei wesentlichen Differenzkodierungen sind dabei erstens, der essentialistische Kode, welcher die Differenz naturalisiert und die „Unüberschreitbarkeit der Geschlechtergrenze“ (ebd.: 121) voraussetzt. Sie resultiert aus unveränderlichen biologischen Unterschieden, welche die Hierarchie durch die natürliche Überlegenheit des Mannes legitimieren. Zweitens, der traditionale Kode, welcher die Männlichkeit als Trägerprinzip kollektiver Werte

beinhaltet. Die Differenz basiert auf Rollen, impliziten Verhaltensregeln und inkorporierten Routinen. Die soziale Ordnung gilt als gegeben, was die Differenz der Geschlechter zu einem selbstverständlichen Teil alltäglicher Praxis macht, die keiner weiteren Reflexion bedarf. Der universalistische Kode schließlich basiert dagegen auf der Überwindung der Differenz und zielt auf egalitäre gesellschaftliche Teilhabe, indem Grenzen durch Kommunikation und Bildung abgebaut und keine unterschiedliche Veranlagung der Geschlechter unterstellt werden sollen. Die Studie zeigt für das individualistische Milieu anschaulich, wie sich die Geschlechterdifferenz in einer Gleichheitsrhetorik aufzulösen scheint, wobei bei genauerer Betrachtung innerhalb heterosexueller Beziehungen traditionelle Arbeitsteilungen bestehen bleiben und beispielsweise die Frau aus dem Arbeitsleben tritt, um die Kinder aufzuziehen oder der Großteil der Hausarbeit im Kompetenzbereich des Weiblichen verbleibt. Der Unterschied zu früher liegt lediglich darin, dass diese nicht mehr der normativen Geschlechterungleichheit sondern individuellen Entscheidungen der Betroffenen zugeschrieben werden. Auf der Makro-Ebene lässt sich beobachten, dass sich das fordistische Ernährer-Modell mit teils prekärer Müttererwerbstätigkeit und stark eingeschränkter Väterorgearbeit verschoben hat, da eine deutlich angestiegene Frauenerwerbsquote in der BRD zu verzeichnen ist, allerdings vielfach im

Bereich des Niedriglohnsektors und der Teilzeitarbeit. Dennoch hat sich das Verständnis von Elternschaft und Geschlecht deutlich flexibilisiert und pluralisiert (Lenz 2017: 195; 211).
Treffend formuliert Katharina Walgenbach (2015) dazu:

Im neoliberalen Geschlechterregime wird Geschlechterungleichheit de-thematisiert (...) Zugespitzt formuliert, sollen Frauen auf den Arbeitsmarkt strömen, doch die Belastungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sollen sie weder in heterosexuellen Paarbeziehungen noch auf dem Arbeitsmarkt in Frage stellen. (ebd.: 40 f.)

Anhand der qualitativen Analyse der Deutungsmuster junger Erwachsener wird im Folgenden aufgezeigt, wie das Geschlechterverhältnis aktuell konstruiert wird, wie die Zuständigkeiten für Care-Arbeit verteilt werden und wie bzw. ob Geschlechterungleichheit thematisiert wird.

Das Datenmaterial

Die der empirischen Analyse zugrundeliegenden Daten entstammen einem Teilprojekt des Forschungsverbunds ForGenderCare, in dem interdisziplinär der Zusammenhang von Geschlecht und Fürsorge theoretisch wie empirisch untersucht wird. Das Teilprojekt 12, aus welchem die

Daten stammen, widmet sich den Vorstellungen junger Erwachsener in Bayern zur Gestaltung von Fürsorge, wofür insgesamt 14 Gruppendiskussionen mit Jugendlichen verschiedener Milieus geführt wurden. Als Datenmaterial für die vorliegende Arbeit wurden zwei Diskussionen gewählt, deren Teilnehmer_innen sich stark unterscheiden. Es wurden bewusst unterschiedliche Milieus gewählt um möglicherweise differente Sichtweisen kontrastieren und rekonstruieren zu können. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Gruppen ist der Bildungsabschluss. Alle Befragten aus Gruppe 11 haben Abitur und befinden sich derzeit gemeinsam in der Ausbildung in einem großen Betrieb. Gruppe 6 dagegen ist heterogener bezüglich Alter, Bildung, Herkunft und aktueller Tätigkeit, was auch unterschiedliche Sichtweisen vermuten lässt.

Care versus Erwerbsarbeit: „Entweder das Eine oder das Andere“

Eines der Hauptthemen der Gruppe 11 ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Diskutiert werden zunächst die Schwierigkeiten des Wiedereinstiegs ins Arbeitsleben nach einer Erziehungspause, welche eindeutig der Frau zugeschrieben wird. Sie statuieren ihre ablehnende Haltung gegenüber dem frühen Abgeben der Kinder in eine Fremdbetreuung und fordern

mütterliche Sorge. Die Praktiken der DDR, in der Kinder relativ früh nach der Geburt in die Kita kommen wird sowohl von Tim als auch von Christin abgelehnt, da dies der Mutter-Kind-Bindung schade. Aufgrund finanzieller Restriktionen ist es laut den Befragten allerdings für die Frau nicht immer möglich lange Zuhause zu bleiben, wodurch die Berufstätigkeit beider Elternteile notwendig wird. Zeitgleich sehen sie die Schwierigkeiten des erneuten Berufseinstiegs, da nach langem Studium und harter Arbeit der Erfolg und Respekt neu erarbeitet werden muss, was kritisiert wird (vgl.: 258-266). Diese Diskussion entfaltet sich im Verlauf noch weiter und expliziert das Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf für Frauen:

Marie: Wenn man dieses mit Karriere und d- da muss man s- ich glaub nicht, dass beides geht. Also ich glaub nicht, dass du eine mega Karriere (Christin: Mhm.) hinlegen kannst und mega fürsorglich sein kannst. Das geht glaub ich echt nicht. Das ist einfach so ein Zielkonflikt (Steffi: Ja.) und deswegen muss man sich da vorher Gedanken machen, und was vielleicht schon geht, ist danach arbeiten, halt nicht auf der Superstelle, sondern trotzdem vielleicht noch zu schauen, dass es dir Spaß macht.

Es wird deutlich, dass weibliche Teilhabe am Arbeitsmarkt nicht abgelehnt, aber

prekariert wird, da eine Karriere und private Care-Arbeit nicht als gleichzeitig zu bewerkstelligen gesehen werden, weil dies einen „Zielkonflikt“ darstellt. Aus diesem Grund wird auf (weibliche) Erwerbsarbeit verwiesen, die zwar „Spaß macht“, aber nicht auf eine Vollzeit-Karriere hinausläuft.

Marie: Es gibt ja die Karriere und die Karriere (Christin: Ja.) [...] ich sag jetzt mal Herr Winter, wenn ich den anschau, mit dem hab ich gesprochen, also Herr Winter, mega guter Mitarbeiter hier, und hat sich wirklich hoch gearbeitet, hab ich ihn gefragt ja und wie ist das, wie vereinbaren sie denn das mit ihrer Familie, ja gut meinen Sohn habe ich jetzt nicht oft gesehen und dann denk ich, (Christin: Mhm.) gut will nicht. Mach ich nicht. Dann brauch ich auch keine mega Karriere machen. (Steffi: Ja.) (Tim: Mhm.) Muss man sich, aber wenn man sagen will ich möchte, ich möchte hoch hinaus, dann weiß ich nicht.

Tim: Ja entweder das Eine oder das Andere.

[...]

Christin: Das finde ich auch. Das also, dass du richtig Karriere machen kannst das geht halt nicht, wenn du dann einfach Kinder hast. Also es geht natürlich schon, aber dann stehen die Kinder halt immer hinten an.

Dies wird an einem Arbeitskollegen exemplifiziert, welcher eine hohe Position besetzt, aber seinen Sohn selten sieht, was Marie deutlich ablehnt: „gut will nicht. Mach ich nicht“. Das Beispiel des männlichen Vorgesetzten dient der Abgrenzung des eigenen Lebensentwurfs. An verschiedenen Stellen der Diskussion wird deutlich, dass die Unvereinbarkeit stark Frauen betrifft und die Berufstätigkeit der Väter wenig bis gar nicht in Frage gestellt wird. Tim entschärft die Einseitigkeit der Kompetenzzuschreibung indem er von Frau/Mutter auf „Elternteil“ umschwingt, was die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung etwas auflöst. Die Problematik liegt in der doppelten Vollzeit-Arbeit beider Elternteile, da das Abgeben der Kinder in Institutionen problematisiert und abgelehnt wird. Die Entgeschlechtlichung wird allerdings innerhalb seiner Argumentation bereits revidiert, wenn er *social freezing* in Großunternehmen scharf kritisiert, welches eine weibliche Praxis und moderne Strategie zur Vereinbarkeit von Karriere und Kind darstellt:

Tim: Ja sagen wir mal, ja die moderne Familie, beide Eltern berufstätig, auf Karriere aus, hört sich vielleicht jetzt bisschen verstaubt an, aber ich glaub, das e- es funktioniert nicht ganz. Äh die Frau, die kann berufstätig sein, wenn da äh oder bzw. ein Elternteil muss daheim bleiben, es kann ja sein kann auch sein, dass der Mann daheim

bleibt, finde ich auch völlig in Ordnung, wenn die Frau dann Vollzeit arbeitet aber beide Vollzeit arbeiten (Steffi: Mhm.) find das funktioniert nicht. Vor allem nicht wenn die Kinder klein sind. Äh ja Kindertagesstätte ja ich weiß nicht, ihr hab- ihr habt es ja schon alle gesagt, Verbindung oder Bindung zu den Eltern geht eigentlich komplett verloren, weil sie es bloß am Abend Nachmittag sehen, und ja, beide auf Karriere, das das geht einfach nicht.

Es zeigt sich entgegen der zuvor geäußerten Eventualität, der Vater könne auch die Care-Arbeit übernehmen, dass Tim ein traditionelles Familienkonzept vertritt, was er auch deutlich als „verstaubt“ expliziert. Dabei werden andere mögliche Familienkonstellationen, wie alleinerziehende Mütter (geschweige denn Väter) völlig ignoriert, worauf Steffi dann hinweist:

Tim: Hm ja aber ich find das ist es ist im Endeffekt nicht vereinbar. Das hört sich verstaubt an aber, da trifft glaub ich schon noch das t- traditionelle Familienbild bisschen zu, Frau sollte, vor allem bei kleinen Kindern, sollte daheimbleiben, sich um die Erziehung kümmern, Mann geht arbeiten, ähm ja, später hat meine Mama auch gemacht, die war halt daheim, bei mir und meiner Schwester, solange wir klein waren, und wie wir in den Kindergarten gekommen sind hat sie

auch wieder angefangen halbtags zu arbeiten. (Christin: Mhm.) Klar musste einfach machen. Und äh ja.

Steffi: Ja aber immer geht das halt auch nicht. Wenn du jetzt alleinerziehend bist zum Beispiel (Tim: Alleinerziehend klar ja ja,) da kann- dann musst du das. Dann musst du das Kind weggeben. Auch wenn willst oder nicht. Und die haben dann nicht mal den Papa als Ansprechperson (Tim: Mhm.) und das ist ja dann schon heftig.

28

Die normative Forderung, die „Frau (...) sollte daheim bleiben“ wird schließlich mit der finanziellen Notwendigkeit eines doppelten Einkommens bzw. bei Alleinerziehenden mit der Notwendigkeit der Lohnarbeit entschärft. Somit resultiert die erhöhte Erwerbstätigkeit von Frauen aus Sicht der Befragten aus ökonomischen Zwängen und nicht aus der intendierten Partizipation von Frauen am Arbeitsleben. Es wirkt wie ein notwendiges Übel: „Das ist oft einfach gar nicht anders möglich. Auch wenn es blöd ist.“ (Steffi). Die Befragten sehen die Erwerbsarbeit von Frauen gegenwärtig als Zwang und die Erziehungstätigkeit damit als ihre eigentliche – naturalisierte – Aufgabe. Die Referenz Tims auf seine eigene Kindheit zeigt, dass seine Vorstellungen an das Vorbild seiner Eltern anknüpfen und somit sozialisatorisch bedingt scheinen.

Im Folgenden werden die Handlungs-

motivationen erwerbstätiger Mütter eruiert. Dabei wird hervorgehoben, dass Arbeit meist in Teilzeit stattfindet und ökonomisch wenig Mehrwert generiert, höchstens die Kita-Kosten abdeckt, aber den Nutzen bringt, den Bezug zur Lohnarbeit und damit die soziale Position nicht zu verlieren. Hier wird nun entgegen vorangehender Aussagen die prekäre Arbeitssituation von Müttern in Teilzeit problematisiert und die Motivation zur Erwerbsarbeit nicht mehr als Zwang beschrieben, sondern „weil sie halt Bock haben“ und „wieder arbeiten wollen“, da der Bezug zum Arbeitsleben bei gänzlicher Abwesenheit abbricht und nicht mehr wiederherstellbar ist: „dann kriegst du ja nichts mehr mit, also dann bist du raus“ (Christin). Daher haben Christin und Marie Verständnis für Mütter, die in Teilzeit arbeiten.

Erwerbsarbeit von Frauen wird hier prekariert und das Vereinbarkeitsproblem intentional mit einer schlechteren Position von Frauen auf dem Arbeitsmarkt gelöst.

Geschlechtsspezifische Kompetenzen

Die Geschlechterdifferenz wird auch in der Unterscheidung zwischen väterlicher und mütterlicher Sorge deutlich:

Marie: Also ich find auch mein Papa ist da lockerer einfach.

Tim: Mhm.

”

Erwerbsarbeit von Frauen wird hier prekariert und das Vereinbarkeitsproblem intentional mit einer schlechteren Position von Frauen auf dem Arbeitsmarkt gelöst.

Steffi: Bei mir ist komplett andersrum. (Christin lacht) Die Mama ist so mach mal du, also sie kümmert sich schon um mich, also mach mal, und Papa ist immer so: „bleib da (Mehrere lachen) fahr nicht nach Großstadt B, kommt am Wochenende wieder, gibt auch dein Lieblingsessen“

Mehrere: Lachen

Tim: Und der Papa kocht dann. (lacht)

Steffi: Das nicht, aber ((Gelächter)) bei mir ist irgendwie das komplette Gegenteil. Was das betrifft. (Marie: Ja.) Also es ist ja auch von Person zu Person abhängig.

Steffi grenzt sich von den Erfahrungen der anderen ab indem sie berichtet, dass sie ihren Vater fürsorglicher einschätzt als die Mutter. Dies wird mit viel Gelächter rezipiert, was auch daraufhinweist, dass die anderen dies als ungewöhnlich empfinden. Der vermutlich ironische Einwand, der Vater koche dann auch, wird vor allem belacht, was die deutliche Trennung der Aufgaben nach Geschlecht betont. Allein der Gedanke eines kochenden Vaters erscheint den Befragten amüsant und wird auch von Steffi negiert. Diese Art der Für-

sorge im Sinne alltäglicher Hausarbeit wird nicht mit männlichen Mustern assoziiert, nur als ironischer Marker genutzt und somit zwar Fürsorglichkeit beim Vater akzeptiert, was aber klar von Hausarbeit getrennt zu werden scheint.

Steffi: Ja ich würd auch sagen also glaub meine Eltern sind da was das betrifft ein Vorbild sag ich jetzt mal, meine Mama natürlich auf uns bezogen, [...] und mein Papa halt durch halt sozialmäßig in jedem Ehrenamt dabei, Feuerwehr, Vorstand eines Sportverein, [...] er macht einfach ständig alles für jeden und ist immer super engagiert, und meine Mama ist halt verdient nicht so einen wie wir alle jetzt, aber für unsere Familie, kümmert sich einfach um alles und du weißt halt immer, wenn was ist ist sie halt immer da, und das wär so für mich so wie ich mal auch als- wenn ich mal eine Mutter sein sollte, wäre gl- also sein wollen würde, [...] ich würd da gerne so bisschen so wie mein Vat- wie mein Papa sein, der da immer schaut dass es jedem recht machen kann und überall engagiert ist, ja.

Steffi sieht ihre Eltern als Vorbild bezüglich Care-Arbeit, wobei sie sich eher an ihrem Vater orientiert, der im Gegensatz zur Mutter erfolgreicher in der Erwerbsarbeit ist und dessen Fürsorge sich mehr auf soziales Engagement außerhalb der Familie bezieht, während ihre Mutter die Fürsorge innerhalb der Familie betreibt. Die häusliche Care-Arbeit wird hier abgewertet da sie als weniger erstrebenswert aufgefasst wird als die öffentliche Fürsorge des Vaters. Entgegen der zuvor konstruierten Erwartung an Mütter die private Care-Arbeit zu leisten, wird diese von Steffi für sich persönlich abgelehnt. Generell wird Vaterschaft sehr wenig in Verbindung mit Care diskutiert, es wird nur festgehalten, dass Väter in der Erziehung weniger emotional involviert sind und stärker in der öffentlichen Sphäre Fürsorge leisten, während Frauen als Mütter stark emotional-fürsorglich beschrieben und für familiäre private Haus- und Erziehungs-Arbeit zuständig gesehen werden unter der Prämisse weniger Erwerbsarbeit zu leisten als ihre Partner.

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: „Dafür geht sie in die Küche und kocht was“

Die Gruppe 6 geht – eventuell da die eigene Familiengründung und Berufstätigkeit noch zu weit in der Zukunft liegt – der Frage der Arbeitsteilung im Rahmen von

Hausarbeit in der Familie zwischen der Mutter und ihnen als Kindern nach. Dabei wird zum einen sichtbar, dass Frauen als schwächer eingeschätzt und haushaltsnahe Tätigkeiten die als schwer oder hart eingestuft werden wie das Heckenschneiden eher Männern, hier den Söhnen, zugeschrieben werden obwohl Robert darauf verweist, dass dies körperlich auch die Mutter könnte.

Adnan: [Lass mich mal aussprechen, eine Hand wäscht die andere, weißt du was ich meine. Du machst die Gartenarbeit (Robert: Ja genau. ja) aber dafür geht sie in die Küche und kocht was für dich (Robert: ja) deswegen, Fürsorge auf beiden Seiten, Nehmen und Geben (Robert: Ja) genau. Wo ist denn das Problem siehst du, des- aber es kann auch so sein, dass du zum Beispiel sagst, mäh den Rasen und ich geb dir Geld dafür.

Allerdings wird dies erneut unter das Prinzip der Wechselseitigkeit geordnet, welches hier traditionell vergeschlechtlicht ist, da die Mutter im Gegenzug Essen zubereitet. Auch dass man sein Zimmer *für* die Mutter aufräumt, zeigt, dass das Aufräumen eher als weibliche/mütterliche Hausarbeit betrachtet wird. Auch das eigene Zimmer wird *für* die Mutter aufgeräumt:

Adnan: Aber ich glaub desto älter du wirst desto mehr Fürsorge hast du

(Robert: Ja). Zum Beispiel als zwölf-jähriger was wo willst du da Fürsorge haben, da wirst du- was willst du denn da machen außer dein Zimmer aufräumen für deine Mutter (Robert: Ja.) okay da hast du auch ein bisschen Fürsorge dann sag ich mir jetzt ja okay ich räum mein Zimmer auf okay, aber je älter du wirst desto mehr Fürsorge hast du. (Robert: Ja. Klar.) Es ist einfach so.

Mit dem Aufräumen wird folglich die Mutter entlastet und diese Entlastung nimmt für Adnan im Laufe der Zeit zu. Je älter er als Sohn wird, umso mehr Fürsorge-Arbeit übernimmt er, die zuvor von der Mutter für ihn geleistet wurde, was von Robert bestätigt wird.

Auch wenn die Gruppe keine so dezierte Auseinandersetzung zum Thema geschlechtlicher Arbeitsteilung führt, wird aus dem Diskurs über die Care-Arbeit im Haushalt deutlich, dass die *Mutter* den Löwenanteil an Care leistet, zumindest so lange, bis die Kinder ein Alter erreichen in dem sie selbst gewisse Kompetenzen besitzen, daran Anteil zu haben. Auffällig ist, dass ein Vater in den Ausführungen zur Hausarbeit gar nicht auftaucht und Fazit ist, dass Hausarbeit als klassisch weiblich gedeutet wird, insbesondere bezüglich repetitiver Reparaturaufgaben wie Essen-zubereitung, Gartenpflege und Ähnlichem.

Zwischenfazit

Vor allem Gruppe 11 ist verstärkt von Widersprüchen und Diskrepanzen geprägt, so auch der Frage der *Vereinbarkeit von Beruf und Familie* (von Müttern). Die Vergeschlechtlichung vollzieht sich also eklatant in der Deutung der privaten Arbeitsteilung vor allem bezüglich der Zuständigkeit für die Sorge um Kinder. Das deutliche Zeitproblem in der Gestaltung von Beruf und Familie kommt bei der Familiengründung zum Tragen und betrifft nur Mütter, die den Jugendlichen zufolge dann nicht egoistisch sein und weiterhin eine Karriere verfolgen, sondern als Vollzeit-Hausfrau und -Mutter Care im Privaten leisten sollen. Entschärft wird die strenge Erwartungshaltung durch *Anerkennung des Zielkonflikts* von Müttern, auch weiterhin am Berufsleben teilhaben zu wollen, was ihnen aber nur in Form von niedrigschwelliger Teilzeitarbeit zugestanden wird und mit aktuellen Analysen der Arbeitsmarktstruktur korreliert (vgl. Hobler 2017; Lenz 2017). Die weibliche Lohnarbeit resultiert einerseits aus ökonomischen Zwängen, ist andererseits aber wichtig um nicht den Bezug zur öffentlichen Sphäre zu verlieren. Die doppelte Vergesellschaftung und damit auch doppelte Diskriminierung von Frauen wird hier zwar diskursiviert aber nicht progressiv, sondern in Traditionalismen gelöst. Die von Hausen (1976) erörterte Trennung der Sphären kann an dieser Stelle als verflüssigt

aber bei weitem nicht aufgehoben verstanden werden. Egalitäre partnerschaftliche Teilung von Erwerbs- und Sorgearbeit wird nicht thematisiert.

Aus dem Material lässt sich keine Kritik am Geschlechterverhältnis finden. Es gilt hier als Leitbild, dass Frauen den Großteil unentlohnter Care-Arbeit übernehmen und in prekären Verhältnissen beschäftigt sind. Nicht der Zwang zur Care-Arbeit aufgrund fehlender staatlicher Angebote wird kritisiert, sondern die Notwendigkeit von Erwerbsarbeit aufgrund ökonomischer Zwänge. Der daraus resultierenden Erosion des Ernährer-Modells und zunehmender Frauenerwerbsarbeit wird vermehrt mit Ablehnung begegnet. Generell konstruiert die Gruppe 11 ein traditionelles Geschlechterverhältnis, wobei sich aber ein Konflikt im Differenzwissen der Befragten abzeichnet, da die kulturellen Deutungen zwar stark traditionell sind, bezüglich der eigenen Zukunft aber vermehrt aufgelöst werden.

Für Gruppe 6 zeigt sich dagegen eine klar naturalistisch-biologistische Geschlechterdifferenz im Alltagswissen, welche sich in binären Kodierungen wie stark/schwach und aktiv/passiv äußert. Die Geschlechterordnung ist hierarchisch, binär und heteronormativ, wobei der Frau klar die Care-Arbeit zugeschrieben wird, während Männlichkeit kaum konstruiert wird, abgesehen vom autoritär beschriebenen Vater in der Familie.

Generell ist es auffällig, wie die bereits 1979

von Beck-Gernsheim kritisierte Stabilität überholter Geschlechterverhältnisse, in denen Frauen eindeutig die unentlohnte Care-Arbeit zugeschrieben wurde auch heute noch in den Deutungen der Jugendlichen aufrechterhalten wird. Fürsorge wird eindeutig als weibliche Kompetenz gesehen und Ansätze einer etwaigen Egalisierung der Arbeitsteilung nur selten angedeutet. Besonders deutlich wird das in den Ausführungen zur Arbeitsteilung, in der die Karriere von Frauen und das Gerech-Werden des idealisierten Mutterbildes diametral entgegengesetzt sind.

Das Geschlechterverhältnis

Die wissenschaftliche Deklaration einer De-Thematisierung oder Verschleierung des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses kann hier nicht bestätigt werden, da eine klare hierarchische, binäre, naturalisiert-traditionelle Differenz der Geschlechter gezeichnet wird, die mit (traditionellen) Stereotypisierungen der Zweigeschlechtlichkeit korrespondieren. Dabei mäandert die Differenz zwischen Naturhaftigkeit und Tradition, ist teils biologisch-determiniert (v.a. Gruppe 6) und teils traditional (v.a. Gruppe 11) geprägt, aber definitiv dichotom und hierarchisch. Neuerungen wie Reproduktionstechnologien oder institutionalisierte Fremdbetreuung von Kindern die das Verhältnis erodieren könn(t)en werden aufgrund

” Dennoch bleibt die klare Diskursivierung der Differenz als traditional-naturalistisch Resultat der Analyse.

ihrer Unnatürlichkeit abgewiesen. Zudem erfolgt die Konstruktion als traditionale Deutung, weil die Geschlechterordnung so weiterbestehen soll wie sie schon immer war, vorgelebt wurde und als Ideal anerkannt wird.

Vergeschlechtlichte Arbeitsteilung lässt sich damit als eine Mischung aus traditionellem und essentialistischen Milieu nach Koppetsch/Burkhardt beschreiben, welche durch die biologische Konstitution und eine als ideal und normal inkorporierte soziale Ordnung der Geschlechter mit spezifischen Attributen geprägt ist. Trotz des relativ hohen Bildungsabschlusses der Befragten in Gruppe 11 im Vergleich zu Gruppe 6 unterscheiden sich die Deutungsmuster nur im Grad der Reflexion und Bezug auf Erwerbsarbeit, aber nicht hinsichtlich des konstruierten Geschlechterverhältnisses, welches in der Literatur bei höherer Bildung verstärkt als universalistisch und egalitär und im Sinne eines Schweigens um die Differenz unterstellt wird. Eine rhetorische Modernisierung oder ein Schweigen über die Differenz ist aus den Daten schwer herauszulesen, wobei eine grundsätzliche Gleichstellung und

Emanzipation womöglich vorausgesetzt wird, zumindest hinsichtlich der Öffnung des Arbeitsmarkts und der Berufstätigkeit von Frauen. Dennoch bleibt die klare Diskursivierung der Differenz als traditional-naturalistisch Resultat der Analyse, was die immense Wirkmächtigkeit der Natur für das Alltagswissen auch noch heute in den Deutungen der Jugendlichen zeigt. Dabei muss die Kontextspezifik des Datenmaterials beachtet werden, das lediglich einen kleinen Ausschnitt der Lebensrealität zweier Gruppen bayerischer Jugendlicher abbildet. Dennoch erscheint das Ausmaß an Traditionalisierung enorm, wenn bedacht wird, dass die Befragten einer Generation entstammen, die vermeintlich geprägt ist von der sich transformierenden flexibilisierten Kapitalismusformation der Gegenwart.

Rhetorische Traditionalisierung

Deutlich wird die Prägnanz von Ungleichzeitigkeiten und Brüchen im lebensweltlichen Differenzwissen der Befragten, welches von Widersprüchen durchzogen ist. Während die Literatur bezüglich der Transformation des Geschlechterverhältnisses von einem fortschrittlichen Differenzwissen bei trägen sozialen Strukturen und progressivem kulturellen Wandel ausgeht, erscheint das Differenzwissen traditionell. Die sozialen Strukturen, also die Handlungsebene und die Vorstellungen der

eigenen Zukunft, scheinen aber fortschrittlicher zu sein, während der Progression der kulturellen Änderungen aufgrund des Differenzwissens eher mit Ablehnung begegnet wird. Dies veranschaulichen die Ausführungen der Befragten in Gruppe 11. Die Vollzeit-Mutter wird zwar gefordert, gleichzeitig lehnen die Befragten aber eine Umstrukturierung des eigenen Lebens in der Zukunft zugunsten von Care ab. Auch in Gruppe 6 zeigt sich die Diskrepanz zwischen biologistisch-traditioneller Geschlechterdifferenz im Alltagswissen bei gleichzeitig hoher Fürsorgeverantwortung der (männlichen) Befragten für ihre Familie. Es handelt sich hier also eher um eine *rhetorische Traditionalisierung* die durch die Verschiebung von Wissen, Struktur- und Kulturzusammenhang gekennzeichnet ist.

Fazit

Für die Konstruktion von Geschlecht im Rahmen von Care wird eine *rhetorische Traditionalisierung* statuiert, die auf die komplexe Widersprüchlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsformation verweist, mit der die Jugendlichen konfrontiert sind. So wird einerseits eine alle Menschen umfassende Zuständigkeit und Verantwortung zu Care gesehen, andererseits wird die spezifische Tätigkeit des Sorgens stark feminisiert und Arbeitsteilung klar geschlechterhierarchisch konstruiert. Ebenso

wird eine Auslagerung von Care-Arbeit abgelehnt, zugleich aber die Zuständigkeit persönlich abgewiesen, da Lohnarbeit und individuelle Freiheit vorrangig sind. Diesen Widersprüchen scheinen sich die Befragten allerdings nicht bewusst zu sein. Die Diskrepanzen können mit den unterschiedlichen Ebenen der Reflexion erklärt werden: Traditionelle Arbeitsteilung ist Teil des inkorporierten alltagweltlichen Differenzwissen der Befragten, während in den Vorstellungen zur konkreten persönlichen Zukunft die Komplexität der gegenwärtigen Gesellschaft verarbeitet werden muss.

Dem steht die politische Auseinandersetzung entgegen, die eine Gleichstellung der Geschlechter durch die Schaffung von Räumen für Arbeit und Care anstrebt, wie der zweite Gleichstellungsbericht formuliert. Hinzu kommt der wissenschaftliche Diskurs, der ebenfalls von Progression ausgeht und De-Thematisierung sowie Verschleierung der hierarchischen Geschlechterordnung deklariert. Es zeigt sich eine deutliche Diskrepanz nicht nur zwischen Alltagswissen und Zukunftsvorstellungen der Befragten, sondern auch zwischen wissenschaftlicher sowie politischer Auseinandersetzung und jugendlichen Deutungsmustern. Hier scheint die aktuelle soziologische Diskussion den Realitäten bereits voraus zu sein, welche eher im Rahmen der wissenschaftlichen Debatten aus den Anfängen der Frauenbewegung einzuordnen sind.

Besonders deutlich zeigt sich die beharrliche Wirkmächtigkeit der Natur, die den Deutungen von Fürsorge und Geschlecht zu Grunde liegt. Vermeintlich biologisch-naturwissenschaftliches Wissen erweist sich als Produzent akzeptierter Wahrheit in den Deutungen der Jugendlichen zu Care und Gender. Vor allem die Konstruktion von *Müttern* erweist sich als erstaunlich rigide-traditionell, exkludiert Frauen bei Familiengründung nahezu komplett aus der Sphäre des Öffentlichen und propagiert prekäre Arbeitsverhältnisse von Frauen.

Von einer Neu- oder Umverteilung der Zuständigkeiten von Care kann somit nicht gesprochen werden, im Gegenteil können starke Traditionalisierungstendenzen sowie eine Persistenz des Geschlechterverhältnisses postuliert werden.

Selbstverständlich muss die Kontextspezifik des Datenmaterials beachtet werden, das lediglich einen kleinen Ausschnitt der Lebensrealität zweier Gruppen bayerischer Jugendlicher abbildet. Dennoch erscheint das Ausmaß an Traditionalisierung enorm, wenn bedacht wird, dass die Befragten einer Generation entstammen, die vermeintlich geprägt ist von der sich transformierenden flexibilisierten Kapitalismusformation der Gegenwart.

Zukünftige Forschungsbestrebungen zu diesem Thema sollten sich den möglicherweise stark ausgeprägten Traditionalismen im Alltagswissen junger Erwachsener zu-

” Von einer Neu- oder Umverteilung der Zuständigkeiten von Care kann somit nicht gesprochen werden.

wenden und diese Traditionalisierung der Leitbilder weiter untersuchen. Denn eine Politik, die auf Gleichstellung der Arbeitsteilung ausgerichtet ist, kann nicht erfolgreich sein, wenn diese normativ von den Bürger_innen abgelehnt wird. Bezogen auf die exemplarisch dargestellten Fälle der bayrischen Jugendlichen liegt die Vermutung schließlich nahe, dass die traditionelle Geschlechterordnung als Idealbild fungiert, was es weiter zu entschlüsseln gilt, um diese Erkenntnisse in sinnvolle politische Maßnahmen zu übersetzen auf dem Weg zu einer (geschlechter)gerechteren Verteilung von Care-Arbeit.

ZUR AUTORIN

Béatrice Alischer (M.A.) hat an der Ludwig-Maximilians-Universität Soziologie und Gender Studies studiert. Ihre wissenschaftlichen Interessensgebiete umfassen Geschlechter- und Arbeitssoziologie sowie Theorien sozialer Ungleichheit und des sozialen Wandels. Derzeit erarbeitet sie im EU-Gleichstellungsprojekt ESF neue Arbeitszeitmodelle zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

LITERATUR

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1979): Männerrolle, Frauenrolle – aber was steht dahinter? Soziologische Perspektiven zur Arbeitsteilung und Fähigkeitsdifferenzierung zwischen den Geschlechtern. In: Eckert, Roland (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung. Mann und Frau in soziologischer Sicht. München: Beck, S. 165–201.

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva/Knapp, Gudrun-Axeli/Pumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Studie zum Projekt „Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter“. Bonn: Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1984): Eines ist zu wenig – Beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterinnen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Einleitung. In: Ebd. (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 7–18.

Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Springer VS, S. 65–75.

Bianchi, Suzanne/Milkie, Melissa/Sayer, Liana/Robinson, John (2000): Is anyone doing the Housework? Trends in the Gender Division of Household Labor. In: Social Forces, 79, S. 191–228.

Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität 1976. Berlin: Krin Verlag, S. 118–199.

Deutscher Bundestag (2017): Zweiter Gleichstellungsbericht. Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Drucksache 18/12840 vom 21.06.2017 mit Stellungnahme der Bundesregierung.

Gerhard, Ute (1978): Verhältnisse und Verhinderungen.

Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, S. 363–393.

Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth (Hrsg.): Ortssuche. Zur Geografie der Geschlechterdifferenz. Zürich/Dortmund: eFeF Verlag, S. 17–48.

Hobler, Dietmar/Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Sopp, Peter/Wagner, Alexandra (2017): Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich. Aktuelle Auswertungen aus dem WSI Gender-DatenPortal. In: WSI Report 35/2017. Hans-Böckler-Stiftung.

Hochschild, Arlie Russell (2002): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet. In: Lenz, Ilse/Mae, Michiko/Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula/Oechsle, Mechthild/Stein-Hilbers, Marlene (Hrsg.): Geschlecht und Gesellschaft. Bd. 29. Opladen: Leske + Budrich.

Kaufmann, Jean-Claude (2005). Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. Konstanz: UVK.

König, Tomke (2012): Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK.

Koppetsch, Cornelia/Burkhart, Günter (1998): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.

Koppetsch, Cornelia (2001): Milieu und Geschlecht. Eine kontextspezifische Perspektive. In: Weiß, Anja/Koppetsch, Cornelia/Scharenberg, Albert/Schmidtke, Oliver (Hrsg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 109–137.

Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 195–219.

Krüger, Helga (1999): Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender‘ Sensibilität in der Forschung. In: Neusel, Aylä/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a. M./New York, S. 35–60.

Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Lenz, Ilse (2017): Genderflexer? Zum gegenwärtigen Wandel der Geschlechterordnung. In: Lenz, Ilse/Evertz, Sabine/Ressel, Saida (Hrsg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Springer VS, S. 181-222.

Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Barbara Budrich.

Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, Dominique/Häberlein, Jana/Kaiser, Anelis/Saxer, Sibylle (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, S. 218-315

Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht. In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 50–66.

Ridgeway, Cecilia (2001): Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 250–275.

Schneider, Norbert/Rost, Harald (1998): Von Wandel keine Spur – warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 217–236.

Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: Springer VS.

Villa, Paula-Irene (2017): Autonomie und Verwundbarkeit. Das Social Flesh der Gegenwart. In: Lenz, Ilse/Evertz, Sabine/Ressel, Saida (Hrsg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Springer

VS, S. 65-84.

Walgenbach, Katharina (2015): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. In: Walgenbach, Katharina/Stach, Anna (Hrsg.): Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGfE Band 4: Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Opladen: Barbara Budrich, S. 21–50.

Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 286–319.



Care-Lagen

Impulse und Potentiale einer Care-theoretischen Perspektivierung des Lebenslagenkonzepts

39

von Sabrina Schmitt

Der Beitrag unternimmt einer Care-theoretische Perspektivierung des sozialpolitischen und soziologischen Konzepts der Lebenslage und zeigt auf, welches empirische und analytische Potential die Kategorie ‚Care‘ für eine konzeptionelle Erweiterung dieser Zugänge im Sinne von ‚Care-Lagen‘ birgt. Es werden erste theoretische Überlegungen zur Integration der Kategorie Care in das Lebenslagenkonzept, zum einen als deskriptiv-empirisches und zum anderen als historisch-dialektisches Modell verstanden, dargestellt. Care wird dabei als Analysekategorie, der Relationalität als eine spezifische Rationalität innewohnt, gefasst. Davon ausgehend werden die konzeptionellen Potentiale einer solchen Care-theoretischen Perspektivierung gezeigt. Dabei wird insbesondere auf die Möglichkeit, das Lebenslagenkonzept durch die Erweiterung um Care-Lagen wieder als einen sozial-integrativen Ansatz, der sich nicht in den Dienst aktivierender Sozialpolitiken stellt, zu zentrieren, eingegangen. Weiterhin wird skizziert, wie ein solches Konzept der Care-Lagen zukünftig empirisch und theoretisch weiter fundiert werden könnte.

abstract

Studien zu Lebenslagen von Menschen, die beispielsweise als Jugendliche, ältere Menschen und Familienmitglieder Teil eines Sorge-Arrangements sind, sind in der Armutsforschung weit verbreitet (vgl. beispielsweise Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2015; Jurczyk/Klinkhardt 2014). Unter einer Lebenslage wird in ihrer allgemeinsten Definition „die Gesamtheit der äußeren Bedingungen [...], durch die das Leben von Personen oder Gruppen beeinflusst wird“ (Engels 2008: 643) verstanden. Sie rahmt den Handlungsspielraum einer Person und bezieht dabei auch den Gestaltungsspielraum, den das Individuum in der Auseinandersetzung mit diesen Bedingungen hat (ebd.), mit ein. Damit ist das Lebenslagenkonzept sowohl an sozialstrukturelle als auch an handlungstheoretische soziologische Zugänge anschlussfähig (ebd.).

Sorgeverhältnisse sind – so lässt sich mit Blick auf die oben genannten Studien annehmen – von Bedeutung für die Verfasstheit dieser Lebenslagen. Die Bedeutung dieser Sorge(verhältnisse) für die Analyse und Konzeption von Lebenslagen ist jedoch, so die weitere Ausgangsthese dieses Beitrags, weder im theoretischen Diskurs zur Lebenslage noch in den unterschiedlichen empirischen Untersuchungen von Lebenslagen ausreichend expliziert worden. Stattdessen bleibt ‚die Lebenslage‘ auch weiterhin ein „Allerweltsbegriff“ (Backes 1997: 709) und seine „theoretisch-konzeptionelle

Ausarbeitungen in der Minderheit“ (ebd.). Vor dem Hintergrund dieser konzeptionellen Lücke möchte der folgende Beitrag erste grundlegende Überlegungen zu einer Sorge- bzw. Care-theoretischen Perspektivierung des Lebenslagenkonzepts ausarbeiten.

Dass es hilfreich sein kann, spezifische theoretische Konzeptionen aus einer „Care-Perspektive“ zu betrachten, wurde im Bereich der Wirtschaftswissenschaften bereits mit der Konzeption einer Care-Ökonomie gezeigt (vgl. Madörin 2010). Wie diese Betrachtungsweise nicht nur in Bezug auf wirtschaftswissenschaftliche Konzepte von Ökonomie, sondern auch für eine Weiterentwicklung des sozialpolitischen und soziologischen Konzepts der Lebenslage (Backes 1997; Engels 2006) fruchtbar gemacht werden kann, soll in diesem Beitrag gezeigt werden. Konkret werden erste theoretische Überlegungen zur Integration der Kategorie Care in das Lebenslagenkonzept, verstanden als deskriptiv-empirisches Modell (Engels 2006) und als historisch-dialektisches Modell (Böhnisch/Schröer 2016; Nahnsen 1975), dargestellt. Care wird dabei als Analysekatgorie, der Relationalität als eine spezifische Rationalität innewohnt, verstanden. Mit einer solchen Care-theoretischen Perspektivierung des Lebenslagenkonzepts wird im Beitrag gezeigt, welches empirische und analytische Potential Care für eine konzeptionelle Erweiterung von Lebenslagenzugängen



Care wird dabei als Analysekategorie, der Relationalität als eine spezifische Rationalität innewohnt, verstanden.

im Sinne von ‚Care-Lagen‘ birgt. Dabei wird insbesondere auf die Möglichkeit, das Lebenslagenkonzept durch die Erweiterung um Care-Lagen wieder als einen sozial-integrativen Ansatz, der sich nicht in den Dienst aktivierender Sozialpolitiken stellt, zu zentrieren, eingegangen. Wie ein solches Konzept der Care-Lagen zukünftig empirisch und theoretisch weiter fundiert werden könnte, wird im letzten Abschnitt skizziert. Mit diesem Zugang leistet der Aufsatz einen ausschließlich konzeptionellen Beitrag zur Debatte um Care als sozialpolitische Aufgabe (vgl. Brückner 2011) und Lebenslagen und Abhängigkeit (vgl. Backes 2000; Beck et al. 2012). Er stellt eine theoretische Vorüberlegung zu einem Dissertationsprojekt an der Schnittstelle von Sozialpädagogik, Sozialpolitik und Soziologie dar, das diese Vorüberlegungen empirisch in Bezug auf die Handlungsfähigkeit pflegender Angehöriger weiter ausdifferenziert.

Care als relationale Praxis

Bevor die Potentiale einer Care-theoretischen Perspektivierung des Lebens-

lagenkonzepts entfaltet werden können soll im folgenden Abschnitt eine kategoriale Annäherung an das, was die Analysekategorie ‚Care‘ mit Blick auf einen relationalen Theorieansatz bestimmt, vorgenommen werden.

Grundsätzlich geht der folgende Beitrag im Anschluss an die Ideengeschichte relationaler Sozialwissenschaft davon aus, dass einzelne Substanzen und Materialitäten (wie etwa Individuen) nicht Träger von feststehenden Eigenschaften sind und sie nicht als einzelne Akteure mit Wünschen und Motiven in den Fokus des Sozialen gestellt werden müssen (Häußling 2010: 63). Vielmehr wird im folgenden Beitrag von „relationalen Mustern: sprich: von Beziehungen, Beziehungsgefügen, Netzwerkstrukturen und -dynamiken“ aus gedacht (ebd.) und auf das Lebenslagenkonzept geschaut. An dieses Verständnis ist die Kategorie Care in seiner, auch für diesen Beitrag grundlegenden, gesellschaftsanalytischen Verwendung anschlussfähig. Sie wird in dieser Funktion bereits in unterschiedlichen Disziplinen genutzt, um etwa sozialpolitische Regulierung (Aulenbacher et al. 2014), wirtschaftliches Handeln

(Madörin 2010) oder sozialphilosophische Auseinandersetzungen (Klinger 2013) – regelmäßig auch in Zusammenhang mit Geschlecht – relational zu perspektivieren. In diesem Sinne argumentieren beispielsweise feministische Ökonom_innen, dass Care-Arbeit versorgungs- und lebensrelevant ist und Relationalität Teil jeder Care-Arbeit ist (Gubitzer/Mader 2011). Auch Margrit Brückner (2011) versteht unter Care eine „zwischenmenschliche Sorgetätigkeit“ und ein interdependentes Konstrukt (ebd.: 105) und konzeptioniert es als soziale Praxis und gesellschaftliche Aufgabe. Aus konzeptioneller Perspektive kann Care als gesellschaftsanalytische Kategorie, der eine spezifische Logik der Angewiesenheit und Relationalität inhärent ist, verstanden werden.

Der Fokus der relationalen Sozialwissenschaft bildet zusammen mit diesem gesellschaftsanalytischen Verständnis von Care den Ausgangspunkt für diesen Beitrag. Vor diesem theoretischen Hintergrund soll Care im Folgenden als Analyse-kategorie, die die Relationalität von Subjekten und des Sozialen in den Mittelpunkt stellt, verstanden werden. Care wird in Anschluss an Joan Tronto (2016) weiterhin als Aktivität in Praxen und Beziehungen verortet und als von „Aushandlungsprozessen zwischen den Sorge-Gebenden und den Sorge-Empfangenden“ (Tronto 2016: 842) begleitet verstanden. Davon ausgehend wird Care im Folgenden als „Aktivität, ein Bündel

aus ineinander verschachtelten Praxen“ (ebd.), die Sorgebedürfnisse adressieren und die nicht nur auf menschliche Existenz sondern auch Tiere, Pflanzen und Böden bezogen werden können (Puig de la Bellacasa, Maria 2011), begriffen. Care verweist vor diesem Hintergrund auf eine Auseinandersetzung „nicht nur mit besonderen Lebenslagen, sondern allgemeinen Bedingungen des Mensch-Seins“ (Brückner 2011: 106). Dieses Verständnis von Care legt der für diesen Beitrag geplanten Care-theoretischen Perspektivierung der Lebenslage einen normativen Zugang, der die Verbesserung von Sorge(verhältnissen) und sozialer Reproduktion zum Ziel hat und sich in diesem Bestreben gegen neoliberale Autonomiekonzepte und Logiken der Produktionssteigerung wendet (Tronto 2016: 840-841), zugrunde. Care wird in diesem normativen Verständnis zum Gegenentwurf gängiger Autonomiekonzepte (Brückner 2011: 105ff.) und als herrschaftskritisches Analyseinstrument und in seinem Transformationspotential betont.

Das Lebenslagenkonzept in seiner empirisch-deskriptiven und historisch-dialektischen Dimension

Entwickelt wurde das Lebenslagenkonzept von Otto Neurath in den 1930er Jahren mit dem Ziel, die Lebensumstände und subjektive Wahrnehmung dieser Umstände zu

beschreiben. Gerhard Weisser nahm Neuraths Konzept um 1950 auf und fokussiert in seiner Konzeption von Lebenslagen die Handlungsmöglichkeiten zur Realisierung von Lebenschancen. Ingeborg Nahnsen erarbeitete im Anschluss an Neurath fünf Einzelspielräume zur Beschreibung der Lebenslagen (vgl. Backes 1997; Sell 2002). Im Mittelpunkt des Ansatzes steht grundsätzlich das Zusammenspiel zwischen sozialstaatlichen und sozialökonomischen Bedingungen und die Verarbeitung der sich daraus ergebenden Handlungsspielräume durch das Subjekt. Es wird dabei davon ausgegangen, dass Lebenslagen sowohl „Ausgangsbedingungen als auch Produkt menschlichen Handelns sind“ (Amann 1994: 324). Lebenslagenansätze unterscheiden sich vor diesem Hintergrund insbesondere in Bezug auf ihre subjekt- und gesellschaftstheoretische Fundierung (Knecht/Schubert 2012). Für den vorliegenden Beitrag wird der Lebenslagenansatz deshalb in seiner deskriptiv-empirischen und historisch-dialektischen Dimension unterschieden.

Das Lebenslagenkonzept als deskriptiv-empirisches Konzept

Das Lebenslagenkonzept ist vor allem in der sozialpolitischen Verwendung der Armutsforschung als deskriptiv-empirisches Konzept rezipiert und operationalisiert worden. In diesem Zusammenhang

wird das Konzept meist auf „objektive Merkmale“ (Engels 2006: 4) begrenzt und die subjektive Deutung und Verarbeitung der materiellen und immateriellen Bedingungen empirisch ausgeklammert (vgl. beispielsweise Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013; Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2015). In Einzelfällen werden zwar subjektive Verarbeitungsmuster über Aspekte wie „subjektives Wohlbefinden“ empirisch erfasst; der handlungstheoretische Charakter des Konzepts kommt jedoch in diesen empirischen Studien meist zu kurz (Sell 2002).

Als deskriptives Instrument zur Analyse der Handlungsvoraussetzung von Menschen wird es dabei zur

- Beschreibung unterschiedlicher Lebensverhältnisse in mehrdimensionaler Perspektive und
- Operationalisierung von Benachteiligung und Einschränkung der Lebensqualität

genutzt. Dabei bezieht es nicht nur materielle Ressourcen sondern auch immaterielle Ressourcen und sozialpolitisch vermittelte Handlungsspielräume in die Analyse ein. Wolfgang Voges (Voges 2006) schlägt zur Operationalisierung der Dimensionen und Ressourcen der Lebenslage auf der Mikro-Ebene ökonomisches, kulturelles, soziales und gesundheitliches Kapital und auf der Makro-Ebene Arbeitsmarkt, Sozial-/Verteilungspolitik und kulturelles Milieu vor

(ebd.: 3). Diese Dimension differenziert er in Indikatoren wie Einkommen, Erwerbsbeteiligung, Wohnen, Gesundheit und Bildung aus (Voges 2003, zit.n. Engels 2006: 8). Vor dem Hintergrund der Bestimmung von Benachteiligung werden bei der empirisch-deskriptiven Nutzung des Lebenslagenkonzepts Schwellen der Unterversorgung festgelegt (wie etwa durch die Bestimmung von Armutsquoten) oder auch auf das Konzept der Lebensqualität Bezug genommen (vgl. Sell 2002). In seiner sozialpolitischen Perspektivierung weist das Lebenslagenkonzept damit einen normativen Bezugspunkt der Unterversorgung beziehungsweise der „defizitären Lagen“ (Backes 1997: 713) auf.

Im internationalen Diskurs ist die deskriptiv-empirische Konzeption des Lebenslagenansatzes an den Capability Ansatz (Nussbaum 2008) anschlussfähig. Diese Bezugnahme wird von einigen kritisch gesehen (vgl. Böhnisch 2012: 110ff.). Der von Amartya Sen und Martha Nussbaum entwickelte Befähigungsansatz fokussiert, verkürzt gesagt, die Befähigung aller Gesellschaftsmitglieder durch Entwicklungschancen beziehungsweise Capabilities und ist insbesondere in der internationalen Armutsforschung rezipiert worden. Inwiefern dieser Zugang Impulse für eine weitergehende Debatte auch in Bezug auf das Lebenslagenkonzept und Care geben kann, soll im letzten Kapitel kurz angedrissen werden.

Das Lebenslagenkonzept als historisch-dialektisches Konzept

Im Anschluss an eine kritische Einordnung der deskriptiven empirischen Verwendung des Lebenslagenkonzepts in der Armutsforschung betonen unter anderem Gertrud Backes, Lothar Böhnisch und Wolfgang Schröer (Backes 1997; Böhnisch et al. 2012; Böhnisch/Schröer 2016) die historisch-dialektische und gesellschaftliche Dimension des Lebenslagenansatzes.

Mit Blick auf das sozialisationstheoretische Konzept der Lebensbewältigung gehen sie davon aus, dass mit dem „Lebenslagenansatz der Kontext der von Menschen verfügbaren materiellen, sozialen und kulturellen Bewältigungsressourcen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen und in deren Rückbindung zu diesem“ (Böhnisch et al. 2012: 99) beschrieben werden können. Im Gegensatz zur deskriptiven Verwendung des Ansatzes betonen sie damit sowohl die Kontextgebundenheit und historische Einbettung von Lebenslagen als auch ihren dynamischen Charakter. Mit Rekurs auf Ingeborg Nahnsen (1975) argumentieren Lothar Böhnisch und Wolfgang Schröer weiter, dass sich Lebenslagen bzw. Lebensverhältnisse in einem dialektischen Verhältnis zur industriekapitalistischen Modernisierung befunden hätten (Böhnisch et al. 2012; Böhnisch/Schröer 2016). So seien, wie Ingeborg Nahnsen (1975) mit Bezug auf



Die Lebenslage wird [...] zu einem beständigen **Sozialisations- und Erfahrungsraum** [...] in dem sich die sozialpolitische Regulation des dialektischen Verhältnisses von Arbeit und Kapital manifestiert.

Arbeitnehmerschutz dokumentiert, durch kapitalistisch induzierte Verbesserung der Lebensverhältnisse von Industriearbeiter_innen Spielräume der Teilhabe, also die Lebenslagen, der Arbeiter_innen erweitert worden (ebd. 165ff.). Die Modernisierung von Produktionsprozessen (Kapital) erfordere also die Modernisierung von Lebensverhältnissen der Arbeitenden (Arbeit) (Böhnisch/Schröer 2016: 69-70). Arbeitsschutz hätte eine „wesentliche Funktion für die Umstellungsfähigkeit der kapitalistischen Wirtschaft“ (Nahsen 1975: 165) und erweitere gleichzeitig den Regenerationsspielraum der Arbeiter_innen. In diesem Sinne könne von einem produktiven Verhältnis der gegenseitigen Erweiterung zwischen industriekapitalistischer Ökonomie und Lebensverhältnissen von Arbeitenden gesprochen werden (vgl. ebd.). Diese „Dialektik der Erweiterung“ (ebd.) führe gleichzeitig zu einer Abhängigkeit zwischen Kapital und Arbeit und mache Lebenslagen zu einem subjektiven Erfahrungsraum des Einzelnen für genau dieses Spannungs- und Abhängigkeitsverhältnis. In diesem Erfahrungsraum setzen

sich Subjekte mit ihrer Lebenslage auseinander und entwickeln sich in und mit Entwicklung der Lebenslage. Die Lebenslage wird mit Böhnisch und Schröer gesprochen also zu einem beständigen Sozialisations- und Erfahrungsraum mit dem sich das Subjekt gestaltend auseinandersetzt und in dem sich die sozialpolitische Regulation des dialektischen Verhältnisses von Arbeit und Kapital manifestiert.

Auch im historisch-dialektischen Lebenslagenkonzept ist die Frage nach der Genese von Grundanliegen bzw. der normativen Rahmung dessen, was als notwendige oder menschenwürdige Ausstattung einer Lebenslage gilt, von Bedeutung. Anders als bei der deskriptiven Operationalisierung von Schwellen wird in diesem Zusammenhang auf das „gute Leben“ (Nussbaum et al. 2014) und auf Menschenrechte, die als kulturübergreifende allgemeingültige Kriterien Lebenslagen rahmen, verwiesen.

Care-Lagen – Eckpunkte einer theoretischen Weiterentwicklung

Im folgenden Abschnitt soll erstens dargestellt werden, in welcher Weise Care verstanden als relationale Praxis als fruchtbare Analyseebene für die dargestellte deskriptive Dimension des Lebenslagen-Ansatzes genutzt werden kann. Zweitens soll eine Care-theoretische Perspektivierung der historisch-dialektischen Dimension des Lebenslagenkonzepts mit Blick auf die ambivalente Entwicklung von Handlungsspielräumen erfolgen. Dies soll vor allem mit Rekurs auf die von Voges (2006) vorgeschlagene Operationalisierung von Lebenslagen, feministische Wohlfahrtsstaatsforschung und das von Wolfgang Schröer und Lothar Böhnisch eingeführte „sozialpolitische Prinzip“ (Böhnisch/Schröer 2016) erfolgen.

46

” In welcher Weise werden Sorgetätigkeiten für angewiesene Personen geleistet und in welchem Verhältnis steht diese Care-Arbeit zur Erwerbsarbeit und etwaigen sozialrechtlichen Ansprüchen?

Care-Lagen als Analyseebene im deskriptiven Lebenslagenansatz

In der deskriptiven Dimension des Lebenslagenansatzes kann vor allem die Operationalisierung der Lebenslagen über spezifische Indikatoren entlang Care weiterentwickelt werden. Wenn wir Care im Anschluss an Brückner und Tronto auf der allgemeinsten Ebene als Tätigkeiten, die Sorgebedürfnisse adressieren und auf die jeder Mensch im Laufe seines Lebens angewiesen ist, verstehen, so bieten sich insbesondere im Hinblick auf die von Wolfgang Voges (2006) vorgeschlagene Übersetzung von Lebenslagen in Kapitalien und Indikatoren Ansatzpunkte für eine Care-theoretische Perspektivierung an. In diesem Sinne wäre mit der Perspektive Care bei der deskriptiven Erfassung der Lebenslage nicht nur nach Erwerbsarbeit (und dem daran gebundenen Einkommen) sondern auch nach Ausübung von Care-Tätigkeiten und dem Eingebunden-Sein in private und berufliche Sorgeverhältnisse zu fragen. Damit rückt für die Erfassung und Beschreibung einer Lebenslage nicht nur in den Blick, in welchem Umfang Erwerbsarbeit ausgeführt wird und ob sie Teilzeit oder Vollzeit ist (vgl. Engels 2006), sondern auch, in welcher Weise Sorgetätigkeiten für angewiesene Personen geleistet werden und in welchem Verhältnis diese Care-Arbeit zur Erwerbsarbeit und etwaigen sozialrechtlichen Ansprüchen stehen. Gleiches gilt für Lebenslagen, die durch

die Angewiesenheit auf Care verändert werden. Michele Amacker (Amacker 2014) zeigt auf der Grundlagen von Fallanalysen zu Prekarität im Lebenszusammenhang eindrücklich die „Care-spezifische[n] Prekarisierungsrisiken in der Schweiz“ (H.i.O. Amacker (2014): 21) und verdeutlicht damit, dass für die deskriptiv-empirische Analyse einer (prekären) Lebenslage eben nicht nur Erwerbsarbeit, sondern auch Care-Arbeit zentral ist (ebd.).

Eine Care-theoretische Weiterentwicklung hieße also, den im Lebenslagenkonzept mehr oder weniger explizierten Arbeitsbegriff so zu reformulieren, dass damit auch Care als spezifische, relationale soziale Praxis gefasst werden kann und danach zu fragen, inwiefern sich die Sorge um andere und die Angewiesenheit auf Sorge in (prekären) Lebensverhältnissen manifestieren. In ähnlicher Logik gälte es, die sozialen und gesundheitlichen Kapitalien der Lebenslage in Bezug zu Care zu setzen. So ist die Beschaffenheit eines „Care-Netztes“ (Brückner 2011: 39ff.) eine bisher unterbelichtete Dimension in der deskriptiv-empirischen Nutzung des Lebenslagenansatzes, die unter anderem in Bezug auf Wohnen und soziale Infrastruktur von Bedeutung sein kann. Gleichzeitig wäre jedoch mit Blick auf Trontos Verständnis von Care zu berücksichtigen, dass sozialpolitisch nicht auf die Aktivierung „von Fähigkeiten für soziale Bindungen“ (Tronto 2016: 242) im Individuum abgestellt werden sollte. Mit

einer solchen Care-theoretischen Weiterentwicklung würde auch die „subjektive Seite“ (Sell 2002: 21) des Lebenslagenkonzepts mit den assoziierten Begriffen der „Verwundbarkeit“ und „Abhängigkeit“ (Sell 2002: 22) empirisch stärker berücksichtigt werden können.

In ähnlicher Weise lassen sich auch die von Voges (2006: 3) und aus sozialpädagogischer Forschungsperspektive (Scheffold 1999) angeführten sozialstaatlichen Bedingungen der Lebenslage fruchtbar um eine Care-Perspektive erweitern. In diesem Zusammenhang kann insbesondere auf feministische Wohlfahrtsstaatsforschung zurückgegriffen werden, die sich seit über zwanzig Jahren mit der Rolle von Care in sozialpolitischen Regimen beschäftigt (Aulenbacher et al. 2014). Vor dem Hintergrund dieser Analysen von Care-Regimen wird deutlich, dass Sozialpolitiken und Wohlfahrtsstaatsregime in Deutschland vor allem auf die Öffnung von Handlungsspielräumen im Bereich Erwerbsarbeit abzielen und Care-Tätigkeiten wie beispielsweise die Pflege alter Menschen als notwendige Bedingungen des ‚adult worker models‘ adressieren (Riegraf/Reimer 2014). Dies zeigt sich auch in der empirischen Engführung des Lebenslagenkonzepts als „Ressourcenansatz“ und der damit verbundenen Verkürzung des Konzepts auf empirischer Ebene (Voges 2006: 2). Für eine Care-theoretische Perspektive auf sozialstaatliche Bedingungen einer Lebens-



Inwiefern befördern Sozialpolitiken Abhängigkeiten des Care-Receiver und Care-Givers von sozialstaatlichen und familialen Transferleistungen ?

lage kann insbesondere auf das von Sigrid Leitner (2010) mit Rekurs auf Jane Lewis (1997) konzipierte Modell der De-Familialisierung zurückgegriffen werden. In der empirischen Beschreibung von Lebenslagen wäre mit dieser Konzeption auch zu berücksichtigen, inwiefern Sozialpolitiken Abhängigkeiten des Care-Receiver und Care-Givers von sozialstaatlichen und familialen Transferleistungen befördern. In diesem Sinne würden in einer empirischen Lebenslagen-Analyse sozialpolitische Handlungsspielräume sowohl auf das „Recht auf Care“ als auch das Recht, sich Care-Aufgaben zu entziehen, untersucht werden (Leitner 2010: 219ff.).

Mit einem derart konzipierten Verständnis von sozialpolitisch eröffneten und verwehrteten Spielräumen und Care-dimensionierten Indikatoren einer Lebenslage könnte dann auch die Adressierung von Sorgebedarfen als ‚Care-Lagen‘, die es nicht nur für Care-Leistende (wie von Margrit Brückner (2011: 113) in Bezug auf Pflegekräfte formuliert) sondern für alle Menschen zu berücksichtigen gilt, gefasst werden.

Care als Perspektive im historisch-dialektischen Lebenslagenansatz

Die Care-theoretische Weiterentwicklung der historisch-dialektischen Dimension der Lebenslage wird im Folgenden vor dem Hintergrund des von Lothar Böhnisch und Wolfgang Schröer entfalteteten Konzepts des „Sozialpolitischen Prinzips“ (Böhnisch 2012; Böhnisch/Schröer 2016) und mit Bezug zu Dynamiken des ‚Digitalen Kapitalismus‘ vorgenommen.

Digitaler Kapitalismus – Lebenslagen als Risikolagen

Der Begriff ‚Digitaler Kapitalismus‘ verweist auf eine gesellschaftliche Strukturveränderung, der die Ordnungsfunktion des industriellen Kapitalismus sukzessive überlagert (siehe auch Castells 2001; Schiller 2000; Staab 2016). Digital bezeichnet in diesem Zusammenhang auch „Verbindungsmöglichkeiten von mikroelektronischer Technologie und weltweiter Kapitalbewegung“ (Böhnisch/Schröer 2016: 20). Charakteristisch für eine solche Bestimmung des ‚Digitalen Kapitalismus‘

ist die Annahme einer ihm zugrunde liegenden Verbindung von Technologie und Kapitalbewegungen, die unter anderem zur Verfügbarkeit ortsungebundenen Kapitals und Arbeit, zur Abstraktion der Arbeit von sozialen Bindungen und einem Sozialstaat mit eingeschränkter sozial-integrativer Gestaltungskraft führt (Böhnisch/Schröder 2012: 36ff.; Schröder 2004). Diese Dynamiken fundieren spezifische Sozialisationslogiken, die unter anderem von der Subjektivierung der Arbeit (Moldaschl/Voß 2002), den Logiken einer Wissensgesellschaft (Höhne 2003) und einem sozialstaatlichen Rahmen, der Subjekte einem stetigen Aktivierungsdruck aussetzt (Galuske 2005), flankiert werden. Sozialisierungstheoretisch argumentiert kann also davon ausgegangen werden, dass vor der Schablone des Digitalen Kapitalismus der Modus der Vergesellschaftung des Individuums nicht mehr überwiegend über das Prinzip der „Sozialintegration, als vielmehr über das Prinzip *Selbstorganisation* (H.i.O.)“ (Böhnisch/Schröder 2016: 81) erfolgt.

Vor dem Hintergrund dieser Dynamiken kann argumentiert werden, dass die von Ingeborg Nahnsen konstatierte Erweiterung von Lebenslagen durch das dialektische produktive Verhältnis von Arbeit und Kapital aufgehoben wird und an ihre Stelle eine „Verengung“ von Lebenslagen tritt. Es kommt – mit Lothar Böhnisch und Wolfgang Schröder (2012: 104ff.) gespro-

chen – zu einer Aufhebung der „Dialektik der Erweiterung“ von Lebenslagen zu Gunsten einer Lebenslage als Risikolage mit ambivalenten Spielräumen entlang der Dynamiken des Digitalen Kapitalismus (ebd.). Handlungsspielräume einer Lebenslage werden demnach also nicht mehr im Sinne einer verbesserten Teilhabe erweitert, sondern vielmehr zum subjektivierten Erfahrungsraum kapitalistischer Verwertungs- und Entgrenzungsprozesse verengt.

Welches Potential Care für die Weiterentwicklung eines dialektischen Verständnisses des Lebenslagenansatzes vor dem Hintergrund solcher Risikolagen hat, soll im Folgenden verdeutlicht werden. Dies wird erstens mit Bezug auf die Analyse digitalkapitalistischer Prozesse und zweitens der Handlungsspielräume einer Lebenslage entfaltet.

Care zur Analyse (digital)kapitalistischer Prozesse im Lebenslagenansatz

Die Analysekategorie Care wirft die Frage danach auf, inwieweit kapitalistische Prozesse, wie beispielweise die des Digitalen Kapitalismus, Handlungsspielräume der sozialen Reintegration schaffen beziehungsweise auch normativ im Sinne einer „guten Sorge“ (Tronto 2016: 841) als transformative Praxis gedacht, schaffen

können und müssen. Als konzeptionelle Schablone für eine solche Analyse kann dabei das Lebenslagenkonzept dienen. Eine Care-theoretische Weiterentwicklung der dialektisch verstandenen Lebenslage könnte auf einer analytischen Ebene nachzeichnen, inwiefern digitalkapitalistische Prozesse es dem Individuum ermöglichen, auf der Ebene von Praxen in sorgenden Beziehungen miteinander und in der Mitwelt sein und in diese treten zu können. Aus dieser Perspektive würde dann die bereits von Ingeborg Nahnsen aufgeworfene Frage nach der Erweiterung oder eben Verengung von Handlungsspielräumen durch das Zusammenspiel von Arbeit und Kapital stärker in den Blick geraten. Konkret würde eine solche Care-theoretische Weiterentwicklung bedeuten, kapitalistisch induzierte Prozesse (wie beispielsweise den der Abstraktion der Arbeit von sozialen Beziehungen) auf ihre Bedeutung für Räume der Selbstsorge und Fürsorge für Menschen, die sich in unterschiedlichen Formen von Arbeitsverhältnissen befinden, zu untersuchen. Im Anschluss

an Ingeborg Nahnsen (1975: 165ff.) könnte dann beispielsweise analysiert werden, in welcher Weise die zunehmende Entkoppelung von Arbeit und Ort (wie sie beispielsweise unter dem Schlagwort ‚mobiles Arbeiten‘ verhandelt werden) auch lebenslagenspezifische Räume der Kooperation im Sinne von „Aushandlungsprozessen zwischen den Sorge-Gebenden und den Sorge-Empfangenden“ (Tronto 2016: 842) eröffnet oder verwehrt. Eine solche Care-theoretische Perspektivierung könnte dann auch aufzeigen, wo solche Prozesse Handlungsspielräume zur Integration der natürlichen Mitwelt (vgl. beispielsweise Biesecker/Hofmeister 2013) in menschliches Handeln schaffen oder verschließen. So könnte mit der Analyse-kategorie Care im Lebenslagenansatz die Verwobenheit von Ökonomie, Mensch und Natur (Böhnisch/Schröer 2016:151ff.) in das Lebenslagenkonzept integriert werden und auch nach der Ausgestaltung dieser Beziehung im Sinne eines guten Lebens für Alle (Nussbaum et al. 2014) gefragt werden.

”

Eine solche theoretisch und empirisch fundierte Erweiterung der Lebenslagen um die analytische Ebene der Care-Lagen hätte auch das Potential, das historisch-dialektische Moment der Lebenslagen im Sinne einer guten Sorge nutzbar zu machen.

Ausgehend von diesen Analysen könnte dann aus normativer Perspektive diskutiert werden, inwiefern kapitalistische Prozesse dazu beitragen, dass Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt „guter Sorge“ (H.i.O.) (Tronto 2016: 841) organisiert wird oder eben nicht. In diesem Sinne wäre dann beispielweise (empirisch) zu hinterfragen, ob kapitalistisches „Wachstum humanisiert wird“ (Schröder/Böhnisch 2012: 95) oder ob die geschaffenen Räume der sorgenden Praxis nicht wieder als Steigbügelhalter kapitalistischer Verwertungslogik fungieren und so selbst „vermarktet und kapitalisiert“ (Böhnisch/Schröder 2016: 33) werden. An diesem Punkt wäre dann auch nach den sozialstaatlichen Möglichkeiten und sozialpolitischem Auftrag der Einhegung und Begrenzung dieser kapitalistischen Prozesse zu fragen.

Care als Moment sozial-integrativer Zentrierung des Lebenslagenkonzepts

Eine Care-theoretische Perspektivierung des Lebenslagenkonzepts würde neben der Analyse (digital)kapitalistischer Prozesse eine sozial-integrativ gerahmte Zentrierung von Handlungsspielräumen ermöglichen. Aus einer Care-Perspektive, wie sie Tronto vorschlägt, würden Spielräume einer Lebenslage vor dem Hintergrund ihrer Relationalität und der Angewiesenheit des Individuums auf eine

sozial eingebettete Lebensbasis gedacht werden und nicht mehr als ambivalente Räume jener Selbsttechnologien, die das Individuum im Sinne einer neoliberalen Verwertungslogik zurichten (Klinger 2014). Wenn dann also mit Care, normativ gedacht, davon ausgegangen wird, dass das Subjekt in seiner Lebenslage nicht ohne Beziehungen zu anderen existieren kann, hieße das Handlungsspielräume einer Lebenslage und ihre Erweiterung eben nicht als subjektivierte Prozesse einer neoliberalen Ermächtigung (Tronto 2016: 843), sondern als Erfahrungsräume weiterentwickeln, in denen sich Subjekte im Sinne eines guten Lebens und eines „concerns für andere“ (Tronto 1993: 105ff.) aufeinander beziehen, zu konzipieren und zu analysieren.

In diesem Zusammenhang können dann auch über Lebenslagen vermittelte leib-seelische Erfahrungen der gegenseitigen Abhängigkeit als Handlungsspielräume aufgeschlossen werden (Böhnisch/Schröder 2016: 71). An diese Care-theoretisch erweiterten Handlungsspielräume wären dann auch Agency-Konzeptionen anschlussfähig, die Handlungsfähigkeit nicht als ein Persönlichkeitsmerkmal, das es in jedem Individuum im Sinne einer Eigenverantwortlichkeit für seine Lebensführung zu entdecken und zu aktivieren gilt, konzipieren, sondern darunter eine Fähigkeit der Selbstrealisation innerhalb einer Perspektive von Rücksichtnahme

und Einbettung in soziale Beziehungen verstehen (Schweppe et al. 2008).

Mit dieser Care-theoretischen Perspektivierung von Handlungsspielräumen und deren ambivalenten Erweiterungsdynamiken stehen dann nicht individuumszentrierte Prozesse kapitalistischer Verwertungslogik, sondern die gesellschaftliche Verwobenheit aller Subjekte in Care-Beziehungen im Vordergrund des Lebenslagenkonzepts. Dies könnte sich als fruchtbare Analyseebene erweisen, mit der sich das Lebenslagenkonzept wieder als ein sozial-integrativer Ansatz zentrieren lässt, der sich nicht in den Dienst aktivierender Sozialpolitiken stellt sondern das Individuum und seine Lebenslage in seiner sozialen Bezogenheit zu analysieren versucht (Boeckh et al. 2017).

Care-Lagen und Lebenslagen – Impulse zur weiteren empirischen und theoretischen Fundierung von Care-Lagen

Ausgehend von einem Verständnis von Care als relationale Praxis haben die vorherigen Ausführungen gezeigt, dass durch eine Care-theoretische Perspektivierung das Lebenslagenkonzept in seiner deskriptiven und historisch-dialektischen Dimension wieder stärker relational und sozialintegrativ perspektiviert werden kann. Es wurde argumentiert, dass der

Lebenslagenansatz auf der Grundlage dieses spezifischen Verständnisses von Care insbesondere um die Dimension der empirischen Beschreibung und Bedeutung von Sorgeverhältnissen und der Analyse kapitalistisch induzierter Veränderungs- und Sozialisationsprozesse erweitert werden kann. Eine solche Care-theoretische Weiterentwicklung kann fürs Erste begrifflich als Care-Lagen gefasst werden. Eine Konzeptionierung von Care-Lagen konnte im begrenzten Rahmen des Beitrags nur anhand erster theoretischer Überlegungen skizziert werden. Diese Skizzierung gilt es zukünftig empirisch und konzeptionell stärker zu fundieren. So bedarf es einer empirisch geleiteten Weiterentwicklung von Care-Lagen insbesondere in Bezug auf das Konzept der Handlungsspielräume. In diesem Zusammenhang wäre dann in qualitativen Forschungszusammenhängen empirisch zu fragen, wie sich Handlungsspielräume und Handlungsfähigkeit im „doing care“ (Brückner 2011) in unterschiedlichen Care-Settings entfalten. Interessante Ansätze werden in Forschungsprojekten des Forschungsverbunds ForGenderCare verfolgt, wie beispielsweise im Rahmen des Projekts zu Care aus der Haushaltsperspektive (Frauenakademie München e.V.) und zur Interessensvertretung von Pflegekräften (Schmidt 2017). Für weitere fruchtbare theoretische Diskussionen um eine Erweiterung des Lebenslagenansatzes um eine Care-Dimension sind darüber hinaus Denkansätze im Rahmen des

Capability-Ansatzes anschlussfähig. In diesem Zusammenhang sei hier nur kurz auf die von Jane Lewis und Susanne Giuliani (2005) angestellte Überlegung zur Balance zwischen Autonomie und Interdependenz im Capability-Ansatz verwiesen.

Eine solche theoretisch und empirisch fundierte Erweiterung der Lebenslagen um die analytische Ebene der Care-Lagen hätte auch das Potential, das historisch-dialektische Moment der Lebenslagen im Sinne einer guten Sorge nutzbar zu machen. Vor Hintergrund eines solchen Zugangs wäre in einem ersten Schritt systematisch zu erörtern, wo Care, verstanden als normative Folie, anschlussfähig an den Bezugsrahmen der ‚Unterversorgung‘ und der ‚Menschenrechte‘ im Lebenslagenkonzept ist beziehungsweise diesen Rahmen erweitert. Care könnte diesem Bezugsrahmen des „menschenwürdigen Lebens“ eine Richtschnur entlang der Konzeption des „guten Lebens“ auf der Grundlage von Care (vgl. Praetorius 2015) gegenüberstellen und die dialektische Erweiterung von Lebenslagen vor diesem Hintergrund analysieren und diskutieren. Dabei könnten sich gerechtigkeitstheoretische Care-Debatten in Richtung „Strategien der Ermächtigung“ (Conradi 2001: 54) als besonders fruchtbare Ansätze erweisen. Denn in diesen Konzeptionen wird das Potential der Verschränkung von Care und Lebenslagen in solchen Care-Lagen, den Blick auf die Relationalität und Angewiesenheit von

Gesellschaft zu lenken und die sozialpolitischen Implikationen dieser Verhältnisse zu adressieren, wirksam entfaltet.

ZUR AUTORIN

Sabrina Schmitt ist Sozialpädagogin (Dipl.) und hat einen Master in International Studies. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Frauenakademie München und arbeitet im Forschungsprojekt „Care aus der Haushaltsperspektive. Das Beispiel Pflege alter Menschen in der Großstadt“. Ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Care-Ökonomie, Sozialpolitik, rekonstruktive Sozialarbeitsforschung und Geschlechterforschung.

LITERATUR

Amacker, Michèle (2014): Precare. Prekarität im Lebenszusammenhang: Die zwei Gesichter der Care-Prekarität. In: Ethik und Gesellschaft (2), S. 1–28.

Amann, Anton (1983): Lebenslage und Sozialarbeit. Elemente zu einer Soziologie von Hilfe und Kontrolle. Berlin: Duncker & Humblot

Aulenbacher, Brigitte/ Riegraf, Birgit/ Theobald, Hildegard (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: Work, Relations, Regimes. Baden-Baden: Nomos.

Backes, Gertrud M. (1997): Lebenslage als soziologisches Konzept zur Sozialstrukturanalyse. In: Zeitschrift für Sozialreform 43 (9), S. 704–727.

Backes, Gertrud M. (2000): Geschlechtsspezifische Lebenslagen in Ost und West - Altern in den alten und neuen Bundesländern. In: Backes, G. M./ Clemens, W. (Hrsg.): Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen. Opladen: Leske + Budrich, S. 93–116.

Beck, Iris/ Greving, Heinrich/ Jantzen, Wolfgang (Hrsg.) (2012): Lebenslage und Lebensbewältigung. Stuttgart: Kohlhammer.

Biesecker, Adelheid/ Hofmeister, Sabine (2013): Zur Produktivität des Reproduktiven. Fürsorgliche Praxis als Element einer Ökonomie der Vorsorge. In: Feministische Studien 2, 13, S. 240–252.

Boeckh, Jürgen/ Huster, Ernst-Ulrich/ Benz, Benjamin/ Schütte, Johannes D. (2017): Soziale Probleme, Lebenslagen und Sicherungssysteme. In: Boeckh, Jürgen/ Huster, Ernst-Ulrich/ Benz, Benjamin/ Schütte, Johannes D. (Hrsg.): Sozialpolitik in Deutschland. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 197–377.

Böhnisch, Lothar (2012): Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Werner Thole (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 219–233.

Böhnisch, Lothar/ Schröder, Wolfgang (2016): Das Sozialpolitische Prinzip. Die eigene Kraft des Sozialen an den Grenzen des Wohlfahrtsstaats. Bielefeld: transcript.

Böhnisch, Lothar/ Schröder, Wolfgang/ Arnold, Helmut (2012): Sozialpolitik und Soziale Arbeit. Eine Einführung.

Weinheim: Beltz Juventa.

Brückner, Margrit (2011): Zwischenmenschliche Interdependenz - Sich Sorgen als familiäre, soziale und staatliche Aufgabe. In: Böllert, Karin/ Heite, Catrin (Hrsg.): Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 105–122.

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2015): Lebenslagen und Einkommenssituation älterer Menschen. Implikationen für Wohnungsversorgung und Wohnungsmärkte. Stand: August 2015. Hg. v. Nina Oettgen. Bonn.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013): Lebenslagen in Deutschland. Armuts- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung. Hg. v. Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Bonn.

Castells, Manuel (2001): Bausteine einer Theorie der Netzwerkgesellschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 11 (4), S. 423–439.

Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt/Main: Campus.

Engels, Dietrich (2006): Lebenslagen und soziale Exklusion. Thesen zur Reformulierung des Lebenslagenkonzepts für die Sozialberichterstattung. In: Sozialer Fortschritt (5), S. 109–117.

Engels, Dietrich (2008): Lebenslagen. In: Grunwald, Klaus/ Horcher, Georg/ Maelicke, Bernd (Hrsg.): Lexikon der Sozialwirtschaft. Baden-Baden: Nomos, S. 643–646.

Frauenakademie München e.V.: Gender und Care. Hg. v. Frauenakademie München e.V. Online verfügbar unter <http://www.frauenakademie.de/forschung/gender-und-care>, zuletzt geprüft am 01.07.2016.

Galuske, Michael (2005): Hartz-Reformen, aktivieren der Sozialstaat und die Folgen für die Soziale Arbeit - Anmerkungen zur Politik autoritärer Fürsorglichkeit. In: Burghardt, Heinz/ Enggruber, Ruth (Hrsg.): Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt. Soziale Arbeit zwischen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik. Weinheim: Juventa, S. 193–212.

Gubitzer, Luise; Mader, Katharina (2011): Care-Ökonomie. Ihre theoretische Verortung und Weiterentwicklung. In: Kurswechsel (4), S. 7–21.

Häußling, Roger (2010): Relationale Soziologie. In: Steg-

- bauer, Christian/ Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 63–87.
- Höhne, Thomas** (2003): Pädagogik der Wissensgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Jurczyk, Karin; Klinkhardt, Josefine** (2014): Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.
- Klinger, Cornelia** (2013): Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna/ Aulenbacher, Brigitte/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 82–104.
- Knecht, Alban/ Schubert, Franz-Christian** (Hrsg.) (2012): Ressourcen im Sozialstaat und in der sozialen Arbeit. Zuteilung - Förderung - Aktivierung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Leitner, Sigrid** (2010): Familialismus in konservativen Wohlfahrtsstaaten: Zum Wandel des Geschlechterleitbilds in der Kinderbetreuungs- und Altenpflegepolitik. In: Auth, Diana/ Buchholz, Eva/ Janczyk, Stefanie (Hrsg.): Selektive Emanzipation. Analysen zur Gleichstellungs- und Familienpolitik. Opladen: Budrich, S. 219–238.
- Lewis, Jane** (1997): Gender and Welfare Regimes: Further Thoughts. In: *Social Politics* 4 (2), S. 160–177.
- Lewis, Jane; Giullari, Susanna** (2005): The Adult Worker Model Family, Gender Equality and Care. The Search for New Policy Principles and the Possibilities and Problems of a Capabilities Approach. In: *Economy and Society* 34 (1), S. 76–104.
- Madörin, Mascha** (2010): Care Ökonomie - eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Bauhardt, Christine/ Çağlar, Gülay (Hrsg.): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81–105.
- Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter** (2002): Subjektivierung von Arbeit. München: Hampf.
- Nahnsen, Ingeborg** (1975): Bemerkungen zum Begriff und der Geschichte des Arbeitsschutzes. In: Osterland, e Martin (Hrsg.): Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktbereitschaft. Frankfurt a. M./Köln: Europäische Verlagsanstalt, S. 145–166.
- Nussbaum, Martha C.** (2008): Women and Human Development. The Capabilities Approach. [Nachdr.]. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Nussbaum, Martha C./Pauer-Studer, Herlinde/Utz, Ilse** (Hrsg.) (2014): Gerechtigkeit oder Das gute Leben. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Praetorius, Ina** (2015): Wirtschaft ist Care. oder: Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen. Ein Essay von Ina Praetorius. Hg. v. Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin.
- Puig de la Bellacasa, Maria (2011): Matters of Care in Technoscience. Assembling Neglected Things. In: *Social Studies of Science* 41 (1), S. 85–106.
- Riegraf, Birgit; Reimer, Romy** (2014): Wandel von Wohlfahrtsstaatlichkeit und neue Care-Arrangements: Das Beispiel der Wohn-Pflege-Gemeinschaften. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit/ Theobald, Hildegard (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: Work, Relations, Regimes. Baden-Baden: Nomos, S. 293–309.
- Scheffold, Werner** (1999): Sozialstaatliche Hilfen als „Verfahren“. Pädagogisierung der Sozialpolitik - Politisierung Sozialer Arbeit? In: Fatke, Reinhar/Hornstein, Walter / Lüders, Christian/ Winkler, Michael (Hrsg.): Erziehung und sozialer Wandel. Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. Weinheim: Beltz, S. 277–290.
- Schmidt, Katja** (2017): Who Cares? Strukturelle Ungleichheiten in den Arbeits- und Berufsbedingungen der Pflege - Empirische Ergebnisse zu den Deutungs- und Bewältigungsmustern von Pflegekräften. In: *Femina Politica - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* (2).
- Schröer, Wolfgang** (2004): Soziale Arbeit im Übergang zum digitalen Kapitalismus. Ein Rückblick ins 20. Jahrhundert und eine Aufforderung für die Gegenwart. In: Bock, Karin (Hrsg.): Soziale Arbeit und Sozialpolitik im neuen Jahrtausend. Wiesbaden: Verl. für Sozialwissenschaften, S. 101–114.
- Schweppe, Cornelia; Homfeldt, Günther; Schröer, Wolfgang** (2008): Vom Adressaten zum Akteur. Soziale Arbeit und Agency. Opladen: Barbara Budrich.
- Sell, Stefan** (Hg.) (2002): Armut als Herausforderung. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Armutsforschung und Armutsberichterstattung. Jahrestagung „Armutsforschung, Armutsberichterstattung - Und was dann?“. Berlin: Duncker & Humblot

Schiller, Dan (2000): Digital Capitalism. Networking the Global Market System. Cambridge Mass. u.a.: MIT Press.

Staab, Philipp (2016): Falsche Versprechen. Wachstum im digitalen Kapitalismus. Hamburg: Hamburger Edition.

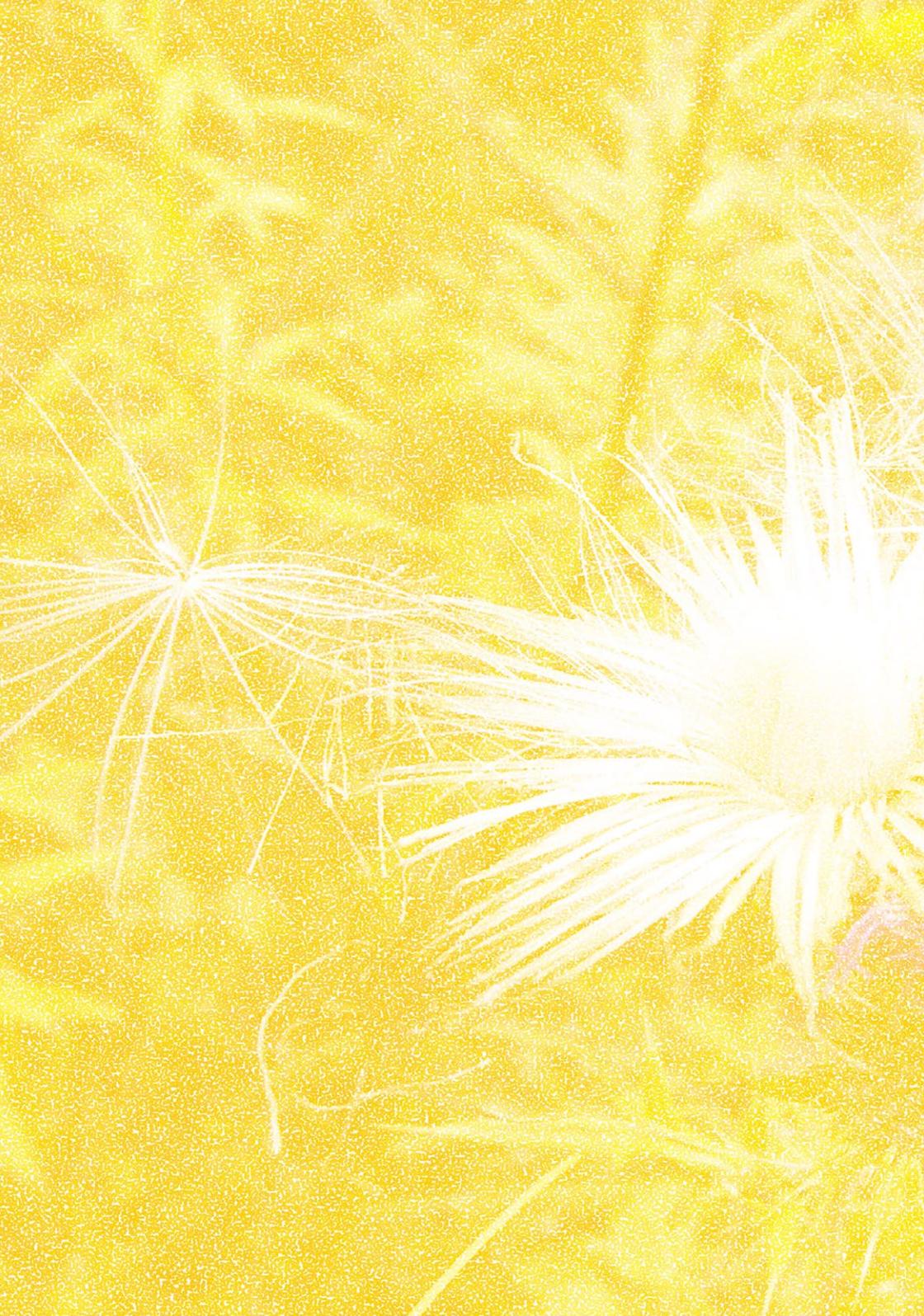
Tronto, Joan C. (1993): Moral Boundaries. A Political Argument for an Ethic of Care. London u.a.: Routledge.

Tronto, Joan C. (2016): Kann »Sorgende Demokratie« eine politische Theorie der Transformation sein? In: Das Argument 58 (6), S. 839–848.

Voges, Wolfgang (2003): Lebenslagenkonzept – Lebensstandardansatz: Konkurrierende oder komplementäre Konzepte? In: Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (Hg.): Lebenslagen in Deutschland. Der vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, S. 21–34.

56 **Voges, Wolfgang** (2006): Indikatoren im Lebenslagenansatz. Das Konzept der Lebenslage in der Wirkungsforschung. In: ZeS Report 11 (1).





„Geben und Nehmen“

Care im Zeichen von Reziprozität

von Maik Krüger

59

Der Beitrag leitet, basierend auf empirischen Daten, die durch Gruppendiskussionen mit jungen Erwachsenen gewonnen wurden, ein Prinzip des Gebens und Nehmens in der Gestaltung von Fürsorge ab. Dieses Prinzip weist auf eine Lücke in Caretheorien hin, die mit Überlegungen zu Reziprozität geschlossen werden soll. Der Beitrag macht das Verwandtschaftsmodell der Reziprozität von Marshall D. Sahlins in abgewandelter Form für Care/Fürsorge fruchtbar und regt zu Diskussion auch weiterer Theorien zu Gabe und Reziprozität an.

abstract

Einführung

Jeder Mensch braucht Fürsorge im eigenen Leben – mindestens zu Beginn und oftmals auch zum Ende. Die allermeisten, wenn nicht gar alle Menschen benötigen auch in der Zwischenzeit Fürsorge von anderen Menschen, beispielsweise wenn sie krank sind, in persönlichen Schwierigkeiten jeglicher Art stecken, oder Hilfe benötigen.

Die meisten Menschen, so ist anzunehmen, sind in ihrem Leben irgendwann einmal fürsorglich anderen Menschen gegenüber. Fürsorge/Care findet statt in der Kinder-, Kranken- und Altenpflege, in der Seelsorge, in der Sozialen Arbeit, in der Familie, in Partnerschaften, im Freundeskreis, im Büro. Bei genauerer Betrachtung kann Care also immer und überall zu finden sein.

Ein Blick in die wissenschaftliche Literatur bestätigt diesen ersten Eindruck. Die Bandbreite der Theorien, Anwendungsfelder und Perspektiven ist divers und soll durch diesen Text weiter ausdifferenziert werden. Der Begriff *Reziprozität* findet in den Caretheorien bisher nur selten Verwendung und wenn, dann werden Beschreibungen von Reziprozität oder reziproken Beziehungen eher beiläufig erwähnt. Ich werde mich in der folgenden Arbeit ausführlicher dem Zusammenhang von Reziprozität und Care widmen und begründe dies mit dem Verweis auf die Analyse gewonnener Erhebungsdaten. Die Verknüpfung von Care mit Reziprozität ist ein neuer Versuch, Fürsorge zu denken und wird hier als Vorschlag unterbreitet, Care anders zu fassen. Nach einer kurzen Darstellung in die Diversität der Definitionen zu Care werden Einblicke in erste Ergebnisse eines qualitativen Forschungsprojektes gewährt, anhand derer dezidierte Reziprozitätstheorien diskutiert werden. Zum Abschluss wird der Gewinn einer Verknüpfung von Care und Reziprozität für die Theoriedebatte erläutert.

Care – ein diverses Forschungsfeld

Anlässlich des ersten Erscheinens des *International Journal of Care and Caring* (IJCC) versuchten die Herausgeber_innen der ersten Ausgabe, Sue Yeandle, Yueh-Ching Chou, Michael Fine, Mary Larkin

”

Der Begriff
Reziprozität
findet in den Care-
theorien bisher nur
selten Verwendung.

und Alisoun Milne, eine Aufzählung der seit den 1970er Jahren betriebenen internationalen (englischsprachigen) Careforschung. Wissenschaftler_innen, die sich mit der Thematik beschäftig(t)en, kamen und kommen vor allem aus der Ethik, Politikwissenschaft, feministischen Ökonomie, Gerontologie, Soziologie und den Gesundheitswissenschaften. Geschrieben wurde über Wohlfahrtsstaaten, Gender/Geschlecht, Migration, Staatsangehörigkeit in Zusammenhang mit Care, das Organisieren von Care und den Wert, der Care beigemessen wird, sowie die Finanzierung von Care-Arbeit (Yeandle et al. 2017). Die thematische Breite ist dazu noch gestreut über den Fokus auf verschiedene Staaten, vor allem in Nordamerika und Europa, aber zunehmend auch im asiatischen Raum (dort vor allem China). Hinzu kommen diverse methodische Herangehensweisen und Analysen wie die Betrachtung demografischer Veränderungen mittels quantitativer Studien, Evaluationsforschung zu politischen Programmen und qualitative Forschung beispielsweise zur Betrachtung der Beziehung zwischen Sorgenden und

Empfangenden. Die Bandbreite an Forschungsfragen und -perspektiven, Formen der Datenerhebung und -auswertung sowie die lokalen Fokusse sind vielfältig.

Die Autor_innen zählen alles auf, was fachlich zur Careforschung gehört und sie umgehen damit, eine Definition zu geben (vgl. Yeandle et al. 2017: 8f). Dies scheint anhand der Vielfalt der Fragestellungen auch nur schwer möglich, wenngleich es durchaus Versuche zur Definition von Care gab und gibt. In dieser Vielfalt von Care herrscht nicht immer Einigkeit. Die wissenschaftlichen Diskurse erfolgen aus den je unterschiedlichen Disziplinen und Perspektiven. Für Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr handelt es sich bei einer solchen Verwendung des Begriffes, der Care immer nur aus der je spezifischen Perspektive betrachtet und dann auch spezifisch definiert, um Care als einen „Dachbegriff“ (Aulenbacher/Dammayr 2014: 126).

Ute Gerhard betont insbesondere die zwischenmenschliche Abhängigkeit und definiert Care als ein unverzichtbares „Bindeglied für den gesellschaftlichen Zusammenhalt [...], das von der gegenseitigen Angewiesenheit aller Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ausgeht“ (Gerhard 2010: 77f.). Joan Tronto und Berenice Fisher gehen über dieses Zwischenmenschliche hinaus, indem sie davon ausgehen, dass Care „unseren Leib, unser

Selbst und unsere Umwelt“ umfasst (Tronto 2000: 28; i. Orig. Tronto 1993: 103). Explizit warnt Tronto davor, Care nur auf junge, alte, kranke und anderweitig nicht-gesunde Menschen zu beziehen:

But if we ignore the caring needs of adult people and only think of care as a need of those who are young, old, or indisposed somehow, then we divide the world into the ‚needy‘ and the able, a distinction that carries a lot of baggage with it. (Tronto 2014: 42; Herv. i. O.)

Hier setzt das Forschungsprojekt „Heute nicht mehr und wenn auf'm Land“ *Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge* im Rahmen des Verbundes *ForGenderCare* an, ohne dezidiert Menschen in den Blick zu nehmen, die als fürsorgebedürftig angenommen werden. Das Projekt untersucht die Deutungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Fürsorge und legt einen speziellen Fokus auf mögliche unterschiedliche Narrationen bezüglich Raum und Zeit. Dieser Fokus wird im vorliegenden Text allerdings nicht Thema sein, sondern die genannte Verknüpfung von Care mit Reziprozität. Diese Verknüpfung eröffnet die Möglichkeit, Fürsorge kontextübergreifend und Sorgebeziehungen sowohl in der Pflege, der Kindererziehung und anderen Zusammenhängen zu denken.

” Kinderlose Jugendliche sind in der Care-Forschung kaum Bestandteil von Untersuchungen.

Kinderlose Jugendliche sind in der Care-forschung kaum Bestandteil von Untersuchungen. Als bedürftige Menschen im jungen Alter werden Säuglinge und Kinder thematisiert, die als schutz- und hilfsbedürftig gelten, also Care von ihren Eltern empfangen. Auf der anderen Seite dieses Dualismus befinden sich die Eltern, die die Kinder umsorgen. Dieses Verhältnis findet vor allem in der Wohlfahrtsstaatenforschung Augenmerk und dort ganz besonders, wenn es um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf geht. In der Jugendforschung wiederum werden Jugendliche sehr häufig aus einer problematisierenden Sicht untersucht (vgl. Scherr 2010). Eine Befragung junger kinderloser Erwachsener zu deren Vorstellungen zu Fürsorge liefert sowohl neue Erkenntnisse für die Care- als auch für die Jugendforschung.

Deutungen junger Erwachsener zu Fürsorge - Zwischenergebnisse

Vorstellung der Studie

Die Studie fragt mittels Gruppendiskussionen nach den Fürsorgedeutungen der Teilnehmenden. Für die Erhebung war es das Ziel eine möglichst offene Gesprächsatmosphäre zu schaffen, bei der die Teilnehmenden die Gelegenheit erhalten, „ihren eigenen roten Faden zu stricken“ (Kühn/Koschel 2011: 101). Zu diesem Zweck wurden die Gruppen in ihren eigenen Umgebungen (u.a. Jugendzentrum, Feuerwehr, Ausbildungsbetrieb, (Hoch)Schule) aufgesucht und das Gespräch möglichst wenig durch die Moderation strukturiert. Insgesamt wurden 13 Gruppendiskussionen in ganz Bayern geführt, in Groß-, Mittel- und Kleinstädten und in ländlichen Gegenden. Eine Kurzübersicht mit einer Zuordnung der für diesen Artikel herangezogenen Personen zu den zugehörigen Gruppen findet sich in der folgenden Tabelle.

” In der Mehrzahl der Gruppen wurde auf allen Bildern Fürsorge gesehen.

Gruppe					
6	7	8	10	11	12
Tarek	Anna	Frank	Phillip	Tim	Nils
Thorsten	Paul	Tanja	Steffen	Steffi	Christian
Finn	David	Sabine	Fabian	Christin	Emil
Robert	Jakob	Eva	Bettina	Marie	Franka
Adnan	Sebastian		Andrea		
	Amelie		Michaela		

Tabelle 1: Teilnehmende in den hier relevanten Gruppen

Rekrutiert wurden die Gruppen telefonisch oder per E-Mail nach intensiver Internetrecherche. Die Kontaktperson war in manchen Fällen Teil der Gruppendiskussion, da sie in die anvisierte Altersspanne (17 bis 25 Jahre) passte. Die Gruppen sind insgesamt sehr heterogen im Hinblick auf Bildungsgrad (Hauptschulabschluss bis Abitur und BA-Abschluss), derzeitige Tätigkeit (Schulbesuch, Ausbildung, Universitätsbesuch, Anstellung, Selbstständigkeit) und das selbst deklarierte Geschlecht. Manche Gruppen waren nach bestimmten Aspekten homogen (zum Beispiel Geschlecht, Altersspanne höchstens zwei Jahre, derzeitige Tätigkeit oder höchster Bildungsabschluss). Die Eingangsfragestellung wurde nicht-standardisiert formuliert, immer mit dem Versuch neben dem Stichwort ‚Fürsorge‘ weitere Begriffe anzubieten (zum Beispiel ‚sorgen‘, ‚kümmern‘) und dem Vorschlag, auch einen Begriff aus dem jeweils eigenen Gebrauch zu nutzen. Die Diskussionen wurden durch die Moderation und durch 23 Stimulus-

bilder, aber auch durch immanentes und exmanentes Nachfragen aufrecht erhalten (vgl. Bohnsack 2010: 208ff.). Die Bilder zeigen sehr unterschiedliche Situationen, auf denen Menschengruppen oder einzelne Menschen, aber auch Menschen mit Tieren, beim Putzen eines Autos oder der Essenzubereitung abgebildet sind. Gezeigt wurden beispielsweise ein Feuerwehrauto, ein Operationssaal mit Menschen, ein Putzeimer, eine Menschengruppe am Kaffeetisch und eine weitere auf einem Spielplatz. In der Mehrzahl der Gruppen wurde auf allen Bildern Fürsorge gesehen. Die Auswertung des Datenmaterials, das in Anlehnung an TiQ (Talk in Qualitative Social Research) transkribiert wurde (vgl. Bohnsack 2010: 236f.), erfolgte mittels Kodiervorschlägen der Grounded Theory (vgl. Strauss und Corbin 1996).

 <p>von Gabriela Neumeier, pixelio.de</p>	 <p>von Katharina Wieland Müller, pixelio.de</p>	 <p>von Rainer Sturm, pixelio.de</p>
 <p>von Paulwip, pixelio.de</p>	 <p>von Gabriela Neumeier, pixelio.de</p>	 <p>von I-vista, pixelio.de</p>
 <p>von Rainer Sturm, pixelio.de</p>	 <p>von Siegfried Fries, pixelio.de</p>	 <p>von Martin Büdenbender, pixelio.de</p>
 <p>von Karl-Heinz Laube, pixelio.de</p>	 <p>von Alexandra H., pixelio.de</p>	 <p>von BettinaF, pixelio.de</p>

Tabelle 2: Bilderauswahl

Früh in der Analyse kristallisierte sich der Kode „Geben und Nehmen“ als Schlüsselkategorie heraus, da diese Redewendung in sieben von zwölf bisher in die Analyse einbezogenen Diskussionen aufkam. Es wird angenommen, dass diese Redewendung ein Deutungsmuster ist, mit dem

die Diskussionsteilnehmenden Fürsorge erklären. Obwohl vier weitere Gruppen diese Redewendung nicht benutzen, wurden Teile des gleichen Deutungsmusters gefunden. Diese Denkweise wird im Folgenden vorgestellt.

„Geben und Nehmen“

Das offene Kodieren der Diskussionen ergab eine Vielzahl von Kodes darüber, was die jungen Erwachsenen alles unter Fürsorge fassen und welche Themen sie in diesem Zusammenhang ansprechen. Als Resultat lässt sich sagen, dass Fürsorge „allgegenwärtig und jederzeit“ (Christin) stattfinden kann:

Tim: Ja. Irgendwie schon. (Christin: Jetzt-) (Marie: Jetzt haben wir die) Es ist e- im Endeffekt ist je weiter du in einer Thematik reingehst, desto mehr Fürsorge glaub ich findest du; wenn du es drauf anlegst. Das ist alles im Endeffekt. Vom Sport, keine Ahnung bis zur Politik, (Steffi?: Mhm.) du findest überall was mit Fürsorge.

Dies ist ein wiederkehrendes Resümee, nachdem sich die Teilnehmenden dieser Gruppendiskussion schon eine Zeit lang darüber ausgetauscht haben, was sie unter Fürsorge verstehen. Das Zitat zeigt auf, dass eine Interpretationsleistung dahintersteckt, die die Diskutant_innen gemeinsam vollbringen, während sie sich einander erzählen, was sie denken. Dies wird ihnen im Laufe der Diskussion in vielen Fällen auch bewusst. Eine tiefgründige Analyse des argumentativen Austausches fördert Spezifizierungen unterschiedlicher Kontexte (berufliche Fürsorge, staatliche Fürsorge, familiäre Fürsorge etc.) zutage, in

denen auch Verantwortung, Angewiesenheit und Empathie eine Rolle spielen. Die Redewendung „Geben und Nehmen“ fiel in der Analyse besonders durch die Häufigkeit der Nennung auf. Gruppe 10 formuliert das „Geben-und-Nehmen-Prinzip“ sogar als „Fürsorgeprinzip“ und überträgt es auf sämtliche Unterthemen. Für dieses Prinzip gibt es zwei wesentliche Voraussetzungen: Fürsorge ist wechselseitig und es wird erwartet von der eigenen Gabe zu profitieren bzw. etwas zurückzubekommen. Mit Wechselseitigkeit sei hier gemeint, dass eine fürsorgliche Handlung zwischen zwei Seiten stattfindet. Oftmals sind diese beiden Seiten Menschen. Da Fürsorge aber auch Tieren gelten kann, trifft die von den Gruppen häufig verwendete Beschreibung „zwischenmenschlich“ nicht klar zu. Dass auch Tiere in Fürsorgehandlungen involviert sein können, stellt ein Teil der Gruppen während ihres selbstläufigen Gesprächs fest, ein anderer Teil erst mit dem Zeigen der Bilder, denn auf einem sind Hunde zu sehen. „Zwischenmenschlichkeit“ trifft auch dann nicht zu, wenn

” Die Redewendung „Geben und Nehmen“ fiel in der Analyse besonders durch die Häufigkeit der Nennung auf.

Kollektive an Fürsorge beteiligt sind, wie zum Beispiel der Staat, der oftmals als Einzelakteur genannt wird. Ein anderer Fürsorgebereich ist Naturschutz.

Phillip: [...] Man man kann Fürsorge nicht bloß gegen andere Menschen betreiben, oder für andere Menschen betreiben, sondern auch für Natur, (Fabian: Ja.) weil das Problem ist, wenn wir jetzt halt auch die Natur gibt uns hat uns immer was gegeben. Die hat uns die gibt uns jedes Mal wieder (Steffen: Essen.) Essen, und ähm einfach halt Sauerstoff, dass wir einfach überleben können. Und äh da sollten wir der Natur auch so viel zurückgeben wie sie uns gibt. Und halt (Fabian: Mhm.) einfach den Klimawandel stoppen. (Steffen: Ja gut, aber jetzt) Klimawandel, ja doch, Klima, [...].

Das Zitat von Phillip macht deutlich, dass das Geben-und-Nehmen-Prinzip auch auf die Natur angewendet werden kann, da diese das menschliche Überleben sichert und die Menschen daher der Natur etwas zurückgeben sollten.

Das zweite Charakteristikum sind Erwartungen daran, etwas zu erhalten. Diese Erwartungen werden allerdings nicht in allen Gruppen hervorgehoben und sie gelten auch nicht für sämtliche Fürsorgekontexte. Denken wir das Formulieren solcher Erwartungen als ein Kontinuum mit

zwei Polen, so ist der eine Pol in Gruppe 10 zu finden.

Michaela: Ja haben wir ja gerade schon gesagt, wenn ich was gebe, dann kann ich mich auch drauf verlassen dass mal wieder was `kommt` oder dann brauche ich auch kein schlechtes Gewissen haben wenn ich mal fragen frage ob was zurückkommen kann.

Phillip: Und, das das muss man halt be-, oder überhaupt beachten, ähm was halt auch ein wichtiger Grund, Grund ist, ähm dass man halt einfach was zurück kriegt. (Bettina: Mhm.) Oder dass halt, dann man einen Nutzen draus zieht. Man darf halt jetzt nicht, äh durch die Welt rennen, und ähm oder oder nur auf den Nutzen gehen, aber es ist schön, wenn man für Arbeit, auch wieder was zurück kriegt.

Gemäß dieser Gruppe kann man sich darauf verlassen, für eine eigene Gabe irgendwann einmal auch etwas zurück zu erhalten. Michaela zufolge ist es auch völlig legitim diese Gegengabe einzufordern, während Phillip seine Formulierung etwas abschwächt, da man nicht „nur auf den Nutzen gehen“ solle. Fürsorge an eine mögliche Forderung knüpfen zu können, explizieren andere Gruppen nicht. Aber auch in Gruppe 06 wird es als Normalität beschrieben, als etwas, was halt so ist.

Adnan: Lass mich mal aussprechen, eine Hand wäscht die andere, weißt du was ich meine. Du machst die Gartenarbeit (Robert: Ja genau. ja) aber dafür geht sie in die Küche und kocht was für dich (Robert: ja) deswegen, Fürsorge auf beiden Seiten, Nehmen und Geben (Robert: Ja) genau. Wo ist denn das Problem siehst du, das- aber es kann auch so sein dass du zum Beispiel sagst, mäh den Rasen und ich geb dir Geld dafür.

In anderen Gruppen tritt das Geben und Nehmen nicht so deutlich hervor, mitunter wird sich sogar phasenweise ganz klar davon abgegrenzt.

David: Ja du hast davon dass du mir hilfst; ja und was hab ich davon. (Amelie: Mhm) Kannst du mir helfen keine Ahnung äh die Gemeinde zu putzen? Oder (Jakob: Ja) kannst du mir helfen die Stühle zu stellen? Oder kannst du mit helfen den Müll raus zu bringen? Ja was hab ich davon.

David's Aussage ist als Kritik an „unserer Gesellschaft“ (ebd.: 354) zu verstehen, in der die Menschen immer erst fragen, was sie selbst davon haben, wenn sie gebeten werden anderen zu helfen. David ist Jugendpastor einer Freikirchlichen Gemeinde und Organisator dieser Gruppe, die in einer Freikirche stattfand. Er macht die Teilnehmenden („uns“) bzw.

die Gemeinde als Gruppe aus, die einen Unterschied zu diesem kritisierten gesellschaftlichen Zustand bilden können. An anderer Stelle aber wird deutlich, dass er für Hausarbeit, die er ja ebenfalls unter Fürsorge fasst, doch selbst auch eine Gegenleistung „braucht“.

David: [...] das braucht vielleicht gar nicht die Frau so wie es der Mann braucht aber der; wir als Mann wir brauchen das wenn wir ja ich brauch das auch von der Anna wenn ich irgendwas gemacht habe und sie sagt, boah das hast du gut gemacht, oder keine Ahnung, das hast du gut gekocht [...].

Er selbst kommt also ohne eine Gegengabe in bestimmten Situationen ebenfalls nicht aus. Die erste Situation unterscheidet sich von der zweiten einerseits dadurch, dass David die zweite mit einer essentialistischen Sicht auf Geschlecht begründet und es aus dem Bereich dessen entfernt, worauf er Einfluss hat, während er einen solchen Rekurs im ersten Beispiel nicht anbringt. Derartige Begründungen sind zweifelsfrei interessant und erforschenswert, können an dieser Stelle jedoch nicht weiter verfolgt werden. Ein weiterer Unterschied ist möglicherweise die Form der Gegenleistung. David formuliert es zwar nicht, aber in seiner ersten Aussage ist eher eine Gegenleistung in Form von Materiellem oder einer anderen (fürsorglichen) Leistung

impliziert, während er sich am Beispiel der Hausarbeit Wertschätzung abholt. Auch mit den anderen Gruppen lassen sich die Gegenleistungen kategorisieren in:

- Materielles, v.a. Finanzielles (z.B. Bezahlung in Care-Berufen)
- Wertschätzung, Anerkennung (z.B. Applaus, Dank, Lob)
- Eine fürsorgliche Handlung (z.B. gegenseitiges Trösten)

Das hier dargestellte Deutungsmuster ist nicht das einzige Deutungsmuster, wenn auch das im Material dominanteste. Aus Platzgründen muss zwar auf weitere Darstellungen verzichtet werden, es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass eine der bisher zwölf analysierten Gruppen Fürsorge ohne Wechselseitigkeit und ohne Erwartungen konzeptualisiert.

Vom „Geben und Nehmen“ zur Reziprozität

Das gefundene Deutungsmuster des „Geben-und-Nehmen-Prinzips“ mit seinen Charakteristika der Wechselseitigkeit und der Erwartung, etwas zurückzuerhalten, führte zu Überlegungen über Reziprozität. Diese wird dabei oftmals gesehen als „Logik des Gebens, Nehmens und Erwiderns“ (Adloff/Mau 2005: 9) und steht damit in enger Verbindung mit Theorien zur Gabe. Der Begriff der Gabe ist mit dem

Namen Marcel Mauss verknüpft, der der Gleichzeitigkeit aus Freiwilligkeit und Verpflichtung zum Schenken in archaischen Gesellschaften nachgeht und Geschenke als „Fiktion, Formalismus und soziale Lüge“ und als Form des Handels bezeichnet (Mauss 2013: 18; i. Orig. 1925). Simmel betrachtet das „Hin- und Hergehen von Leistung und Gegenleistung“ (Simmel 2016: 661; i. Orig. 1908) und differenziert dabei den wirtschaftlichen Tausch als eine „rechtlich regulierte Beziehung“ von einer Beziehung, „bei der von einem Erzwingen des Äquivalents für die Hingabe nicht die Rede sein kann“ (vgl. Simmel 2016). Dort, wo es kein gleichwertiges Erwidern gibt, tritt Dankbarkeit als Ergänzung auf, die aus der Wechselwirkung zwischen Menschen entsteht und für das Fortleben dieser Beziehung sorgt. Die Differenz zwischen einem Handel und einem nicht-wirtschaftlichen Tausch sieht Simmel unter anderem auch in der Entindividualisierung der Erwidern durch Geld. Geld ist für ihn ein Mittel, das Allgemeine auszudrücken, womit das Individuelle eben nicht mehr ausgedrückt werden muss bzw. kann (vgl. Simmel 2016, S. 665). Mit Geld ist theoretisch alles käuflich und mit der Übergabe von Geld wird kein eigener, individueller Beitrag überliefert.

Für Alvin Gouldner ist Reziprozität „der sich wechselseitig bedingende Austausch von Vorteilen, die sich zwei oder mehrere Einheiten gegenseitig“ gewähren (Gould-

ner 1984: 85), wobei es oftmals vorkommt, dass die Quantitäten hierbei nicht ganz ausgewogen sind, also „ein Teilnehmer etwas mehr oder weniger gibt, als er empfangen hat“ (Gouldner 1984: 85). Dies kann ökonomischen Tausch zwar einschließen, da bei einem Handel beide Seiten sowohl das Recht auf ein Nehmen als auch die Pflicht zum Geben haben, was Gouldner unter einem „wechselseitig bedingten“ Austausch versteht. Es schließt Warentausch aber nur dann ein, wenn die Beziehung der Tauschenden eine Vergangenheit hat, bei der ‚soziale Schulden‘ entstanden sind (vgl. Gouldner 1984: 97). Gouldner grenzt die Reziprozitätsnorm von Ausbeutung ab, die eine Tauschform ist, bei der nicht gleichwertig getauscht wird (Gouldner 1984: 89), sondern das Ziel verfolgt wird, die andere Person zu übervorteilen. Reziprozität ist für ihn also immer mit einer Form von ungefährender Gleichwertigkeit verbunden, wobei die ‚sozialen Schulden‘ die Beziehung stabilisieren. Der Tausch von Ware gegen Geld findet nicht innerhalb der Reziprozitätsnorm statt. Neben der „gruppenstabilisierenden Funktion“ schreibt Gouldner der Reziprozitätsnorm auch die soziale Funktion des „Auslösemechanismus“ (Gouldner 1984: 107f.) zu. Dieser Mechanismus dient der Initiierung sozialer Interaktionen und damit auch einem ökonomischen Tausch, indem eine Seite durch die Überreichung des eigenen Gegenstandes Vertrauen schafft, damit auch die Gegenseite ihren Gegenstand

überreicht. Ohne den Glauben an diese Reziprozitätsnorm, so Gouldner, würde der Tausch nicht zustande kommen.

Pierre Bourdieu (2015; i. Orig. 1994) erwähnt zwar den Begriff der Reziprozität nicht, doch seine Überlegungen lassen sich auch in Beschreibungen von Reziprozität fassen. Er hebt vor allem das zeitliche Intervall zwischen Gabe und Gegengabe hervor, was die Gabe vom ökonomischen Tausch unterscheidet. Er beobachtet „in praktisch allen Gesellschaften“, dass die Gabe nicht sofort erwidert werden darf, denn dies käme ihrer Rückweisung gleich (vgl. Bourdieu 2015: 163). Durch die zeitliche Verzögerung entsteht ein gewisses Risiko, ob die Gabe überhaupt erwidert wird und sie hat außerdem zur Folge, dass Gabe und Gegengabe als unabhängig voneinander erscheinen.

Also ist das Wichtige am Gabentausch eben diese Tatsache, dass beide am Tausch beteiligten Personen mit Hilfe des eingeschobenen Intervalls, ohne es zu wissen und ohne sich abzusprechen, an der Verschleierung oder Verdrängung der objektiven Wahrheit ihres Tuns arbeiten. (Bourdieu 2015: 164)

Und diese „objektive Wahrheit“ ist jene, dass auch der Tausch von Gabe und Gegengabe auf Verpflichtung beruht, der Verpflichtung eine Gabe zu erwidern, was eine Gemeinsamkeit zum ökonomischen Tausch darstellt. Bourdieu unterscheidet

beide Formen des Tauschs, den ökonomischen und den symbolischen, darin, dass der ökonomische Tausch von Berechnung lebt und diese im symbolischen Tausch Tabu ist (Bourdieu 2015: 177). Darüber hinaus, und dies erachte ich als wesentliches Merkmal, beinhaltet der symbolische Tausch das „Tabu der expliziten Formulierung“ (Bourdieu 2015: 165). Das Beispiel des Preisschildes, welches von Geschenken entfernt wird, ist für Bourdieu Ausdruck dieses Tabus. Man will einerseits nicht zeigen, was der materielle Wert des Geschenkes war und man will es andererseits auch nicht wissen. Die Verpflichtung zur Gegengabe ist auch ohne dieses Wissen vorhanden, aber das Wissen um die genaue Wertigkeit bedeutet im Anschluss zu berechnen, was man schuldet. Und dies ist der Übergang zum ökonomischen Tausch. Im Datenmaterial wird immer wieder vom „Geben und Nehmen“ gesprochen, was eine Verpflichtung zur Gegengabe deutlich macht. Diese Redewendung ist aber noch vage und es ist ihr keine Berechnung explizit. Sie ist Ausdruck für das Wirken der Reziprozitätsnorm und deutet eher symbolischen als ökonomischen Tausch an. Allerdings gibt es Gruppen, die scheinbar auch in Freundschaften berechnen.

Finn: [...] wenn ich jetzt zum Beispiel n Kumpel oder sowas hab, dann sag ich auch hey, das Auto reparier ich dir umsonst (Adnan: Ja klar) dann gibst mir halt irgendwann mal was.

Aber ich mein letzten Endes (Tarek: Keiner macht was für nichts) also man macht das nichts- keiner macht was für jemanden von dem man nichts erwarten kann sagen wirs jetzt mal so.

Der Grad der Berechnung bzw. die Deutlichkeit der Formulierung variiert dabei, wie bei Phillips Aussage klar wird. Auch in einer anderen Gruppe wird festgehalten, dass man die Gegengabe „indirekt einfordern“ kann (Eva), doch wird dort darüber hinaus die Möglichkeit gesehen, dass es sich dabei um ein Gefühl zur Verpflichtung handeln kann, da die andere Person zuvor fürsorglich war (Frank). In diesem Falle wirken Gouldners Reziprozitätsnorm und Simmels Dankbarkeit als beziehungsstabilisierend, die Beziehungen dauern also weiterhin an. Von einer tatsächlichen Berechnung der Gaben kann aber nicht die Rede sein, da sie nicht exakt quantifiziert und gegeneinander abgewogen werden. Insofern handelt es sich hier noch nicht um Bourdieus ökonomischen Tausch.

Das empirische Material gibt außerdem Hinweise darauf, dass Gabe und Gegengabe nicht zwingend auf ein von Bourdieu beschriebenes zeitliches Intervall angewiesen sind, um als Fürsorge zu gelten. Ein Beispiel ist das bereits angebrachte Zitat von Adnan, der eine Gleichzeitigkeit von Roberts Gartenarbeit mit der Hausarbeit von Roberts Mutter beschreibt. Gerade bei der Hausarbeitsteilung (und Haus-

arbeit wird unbestritten als Care-Arbeit gesehen), sind gleichzeitige Tätigkeiten und deren Aushandlungen (Berechnungen?) offenkundig. Ein weiterer Kontext ohne Intervall der Verschleierung wird in Gruppe 12 beschrieben.

Christian: Aber es ist ja eigentlich dann meistens so wenn man Recht gibt oder geben möchte, dass dann gleich was zurückkommt. bewusst oder unbewusst. zum Beispiel wenn ich jetzt sage, ich möchte für mich sorgen weil ich gerne singe, gehe ich in den Kirchenchor und singe mit, dann Sorge ich erstens für meine Mitsänger, zweitens (Emil: Weil sie Unterstützung bekommen) zweitens für die Gemeinde, und nachher kommt wieder was zurück vielleicht weil die Gemeinde sagt oh das war so toll, und so (Franka: das gibt es Applaus) ja genau. zum Beispiel.

Christian erwähnt verschiedene Gegen- gaben: Einerseits geben sich die Singen- den gegenseitig Fürsorge, andererseits erhält Christian (und damit der gesamte Chor) Anerkennung und Wertschätzung als Antwort auf seine Gabe. Damit einher geht eine Art Selbstsorge, denn durch das Singen sorgt er auch für sich selbst. All dies geschieht zeitgleich, ohne dass sich wohl von einem ökonomischen Tausch sprechen ließe.

Reziprozität in Theorien zu Care

In den seltenen Fällen, in denen Reziprozität und Care zusammengedacht werden, beschränkt es sich zumeist auf die bloße Erwähnung des Wortes in einem Nebensatz. Neben den unterschiedlichen Verwendungen des Begriffes Care lässt sich auch eine unterschiedliche Verwendung des Reziprozitätsbegriffes in der Care-Literatur ausmachen.

Klaus Dörre, Martin Ehrlich und Tine Haubner (2014) sehen die „ursprünglich nur als Leib- und Liebesdienst“ (Dörre et al. 2014: 112) verstandene Sorgearbeit auf Reziprozität gegründet. Mit Verweis auf Bourdieu vergleichen sie die unentgeltliche Fürsorge mit dem „vorkapitalistischen Tausch von Gabe und Gegengabe“ (ebd.), wobei die Gegengabe als Preis der Gabe (hier also der Sorgearbeit) implizit bleibt. Ähnlich scheint es auch Kari Wærness (2000) zu sehen.

Fürsorge insgesamt umfaßt sowohl persönliche Dienstleistungen als auch Fürsorgearbeit im engeren Sinne. Wichtige Unterscheidungskriterien sind ferner, ob Zuwendung von Fürsorge spontan erfolgt und ob eine ausgewogene Reziprozität zwischen Geben und Nehmen besteht. Persönliche Dienstleistung kann ein Ausdruck von Fürsorge sein, muß es aber nicht. In einem ausgewogenen Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen erwachsenen,

gesunden Menschen werden sich Geben und Nehmen in der Fürsorge ‚aufwiegen‘. (Wærness 2000: 55)

Eine persönliche Dienstleistung ist bei Wærness, wenn man für jemanden etwas tut, was er_sie auch selbst hätte tun können. Dagegen versteht sie unter Fürsorgearbeit, dass die andere Person es nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen hätte selbst tun können. Zentral für Fürsorge, was beides beinhalten kann, ist nach Wærness eine Ausgewogenheit zwischen Geben und Nehmen. Wie es zu dieser Ausgewogenheit kommt und ob sie bewusst, vielleicht auch berechnet wird, beschreibt Wærness nicht. Reziprozität ist für die Autorin ein Mittel, persönliche Dienstleistungen von Fürsorgearbeit zu unterscheiden, da letztere asymmetrisch sind, weil die Empfangenden zu „Statu-sunterlegenen“ werden (Wærness 2000).

Auch Margrit Brückner bringt Asymmetrie in den Beziehungen mit Reziprozität zusammen (Brückner 2011). Sie untersuchte Sorgeprozesse in zwölf Unterstützungsnetzwerken aus drei verschiedenen Bereichen (psychische und physische Beeinträchtigungen, Alterserkrankungen). Als Teilergebnis führt die Autorin auf, dass sich bei den Unterstützten (also den Fürsorgeempfangenden) Hinweise auf Reziprozität finden, da sie berichten, selbst auch etwas zu geben, wie folgende Zitate exemplarisch verdeutlichen.

Herr Asanger: Weil ich ’n Mensch bin, der nicht nur nimmt, sondern versucht, viel zu geben.

Herr Fengler (Arbeitsbereich psychisch Kranke): Die Frau Auer hat es, das schätz ich an ihr, immer gut hingekriegt, sich ihre Freiheiten zu nehmen, das ist auch das Ziel. Ich will sie ja nicht unselbstständig beraten, sondern ihre Selbstständigkeit fördern, deswegen freu ich mich, auch wenn es nicht immer in dem Sinne ist, wie’s optimal wäre (da diese Freiheiten ihr nicht immer gut tun, M.B.). (Brückner 2015: 28)

Christel Eckart sieht, mit Bezug auf Nel Noddings, das menschliche Beziehungsleben als zentral, dem auch ein eigenständiges Leben vorausgeht. Die Menschen sind auf einander bezogen und ohne diese Bezogenheit ist auch Individualität nicht möglich. Der Reziprozitätsbegriff ist für die Autorin daher gleichzeitig eine Kritik an berechnendem Denken:

Aus dieser Perspektive wird eine Vorstellung von Reziprozität in der Fürsorge entwickelt und zu einer Kritik an der Dominanz instrumentellen und rationalisierenden Denkens entfaltet. Reziprozität in der Fürsorge ist nicht wie im Vertragsmodell die Folge einer eingegangenen Verpflichtung, kein Versprechen auf Gegenseitigkeit. Sie entsteht durch die Akzeptanz der Beziehung. (Eckart 2000: 19)



Die Menschen sind auf einander bezogen und ohne diese Bezogenheit ist auch Individualität nicht möglich.

Deutlich formuliert Eckart, dass Reziprozität (in der Fürsorge) weder auf Vertragsdenken fußt, noch auf Verpflichtung, noch auf Versprechungen. Gegen Eigennutzdenken, Gewinnmaximierung und Marktökonomie wendet sich auch Birgit Riegraf. Um die Besonderheiten von Care-Arbeit bewältigen zu können, müssen „verlässliche, langfristige und vertrauensvolle, zeitweise asymmetrische Reziprozitätsbeziehungen existieren und möglich werden, die über rein formalisierte und jederzeit kündbare Vertragsverhältnisse hinausgehen, wie sie in ökonomisierten Beziehungen vorherrschen.“ (Riegraf 2014: 165f.) Riegraf und Eckart sehen Reziprozität (in Care) als Beziehungsgeschehen, welches sie gegen Aufrechnung von Handlungen, gegen Ökonomiedenken wenden.

Wird Reziprozität in Ausarbeitungen zu Care einbezogen, so wird zumeist auf der Abgrenzung von Fürsorge zu ökonomischem Tausch und im engeren Sinne von Dienstleistungen oder dem Tausch von Ware gegen Geld verharret. Die Verbindung aus Care und Reziprozität ist in der bisherigen Careforschung unzureichend punktuell und nicht systematisch ausgearbeitet. Reziprozitätstheorien bieten

verschiedene Anschlussmöglichkeiten an Care, über die es sich nachzudenken lohnt, wie ich nun aufzeigen werde.

Anwendbarkeit von Reziprozität in der Careforschung

Es konnte gezeigt werden, dass das dominante Deutungsmuster des „Geben und Nehmen“ große Überschneidung mit den Reziprozitätskonzepten von Georg Simmel und Alvin Gouldner aufweist. Zur Uneinheitlichkeit der klassischen Theorien zur Gabe und Reziprozität bezieht das Datenmaterial insofern Stellung, als dass die Gleichzeitigkeit von Gabe und Gegengabe in Fürsorge ebenfalls stattfinden kann, was Bourdieu widerspricht. Der reine ökonomische, also geldbasierte Tausch von Ware gegen Geld gilt für die Befragten allerdings nicht als Fürsorge. Die Jugendlichen heben die schlechte Bezahlung von Care-Berufen hervor und fordern eine bessere Entlohnung, was nahelegt, dass die Tätigkeiten dieser Berufe sich zwar irgendwie berechnen und abwägen lassen, was aber nicht klar formuliert wird oder durch die Ablehnung rein kommerzieller Fürsorge auch nicht werden kann.

Ersichtlich wurde, dass Fürsorge in den Deutungen der Jugendlichen an Erwartungen an einen eigenen Nutzen geknüpft ist, die Ausformungen der Erwartungen jedoch kontextabhängig verschieden sind. So kann in Freundschaften einerseits eine Verschleierung der Gegengabe auftreten, in familiärer Hausarbeitsteilung hingegen eine konkrete Aushandlung der Tätigkeiten stattfinden. Die Daten zeigen außerdem, dass es verschiedene Arten der Gegengabe gibt, was Einfluss auf den Zeitpunkt dieser hat. Eine Wertschätzung kommt in der Regel unmittelbar nach der Gabe, während eine fürsorgliche Tätigkeit in einer ungewissen Zukunft liegen kann, aber nicht muss, und damit verschleiert wird. Ist die Gegengabe materieller Art, so ist auch hier zumeist ein zeitliches Intervall zu vernehmen und im Umkehrschluss Bourdieu zuzustimmen, dass es sich nicht um symbolischen Tausch, also nicht um Fürsorge handelt, wenn die materielle Gegengabe umgehend erfolgt – es sei denn, dieser Tausch geschieht vor dem unwahrscheinlichen Hintergrund, der anderen Seite helfen zu wollen. Weiter gibt es Unterschiede in der Explikation des Gebens und Nehmens in den Gruppen und der Anwendung dieses Prinzips. Alle Gruppen gehen auf den Generationenvertrag ein, der daraus besteht, sich um die Eltern im Alter in irgendeiner Weise zu kümmern, da diese sich um ihre Kinder kümmerten. In anderen Kontexten (z.B. staatliche oder berufliche Fürsorge) herrscht diese Ge-

” **Der reine ökonomische, also geldbasierte Tausch von Ware gegen Geld gilt für die Befragten allerdings nicht als Fürsorge.**

meinsamkeit nicht und es kann der Frage nachgegangen werden, warum dies so ist.

Für eine weitere Beschäftigung von Care und Reziprozität könnte auch Marshall Sahlins (Sahlins 1999; i. Orig. 1965) zurate gezogen werden, der vor allem zwischen den Beziehungen der an Reziprozität beteiligten Akteur_innen unterscheidet und Reziprozität als Spektrum von Sozialität dachte:

Die verschiedenen Reziprozitäten vom frei gegebenen Geschenk bis zur Schikane verlaufen entlang eines Spektrums der Soziabilität, vom Opfer zugunsten eines anderen bis zum eigennützigen Gewinn auf Kosten des anderen. (Sahlins 1999: 155f.)

Sahlins unterteilt die von ihm untersuchten Gesellschaften in Sektoren verwandtschaftlicher Nähe, die die Ausformung der Reziprozität bestimmen. Je näher sich die Menschen stehen, desto eher sind sie bereit, das Risiko einzugehen, dass sie für ihre Gabe kein Äquivalent zurückerhalten. Er

nennt dies *generalisierte Reziprozität* (in der Grafik benannt mit „G.R.“). Je größer die verwandtschaftliche Distanz wird, desto mehr nähert sich die Tauschbeziehung der *ausgeglichenen Reziprozität*. Dieser Reziprozitätsform kann mit weiterhin zunehmender Distanz den Punkt des Ausgleichs überschreiten und sich in negative Reziprozität entwickeln, was Sahlins als das „antisoziale Extrem“ (Sahlins 1999: 155) bezeichnet und z.B. Diebstahl und Betrug meint.

Sahlins glaubt, dieses Modell grundsätzlich auf alle Gesellschaften übertragen zu können und wird dafür kritisiert (vgl.

Seiser/Thalhammer 2017). Für mich war das Modell eine Inspiration, um über emotionale Nähe und Reziprozität in Fürsorge nachzudenken, weshalb es hier aufgeführt werden soll. Mit Hilfe des Datenmaterials kann es in abgewandelter Form auf Fürsorge übertragen werden. Sahlins Bezeichnung als „verwandtschaftliche Distanz“ umschreibe ich mit „emotionaler Distanz“. Im Kreisinneren ist diese Nähe am größten und nimmt zum Kreisäußeren hin ab, während gleichermaßen Risikobereitschaft, keine Gegengabe zu erhalten von generalisierter (hohes Risiko) zu ausgeglichener Reziprozität (kein Risiko) wandert. Sind sich die Menschen emotional fern,

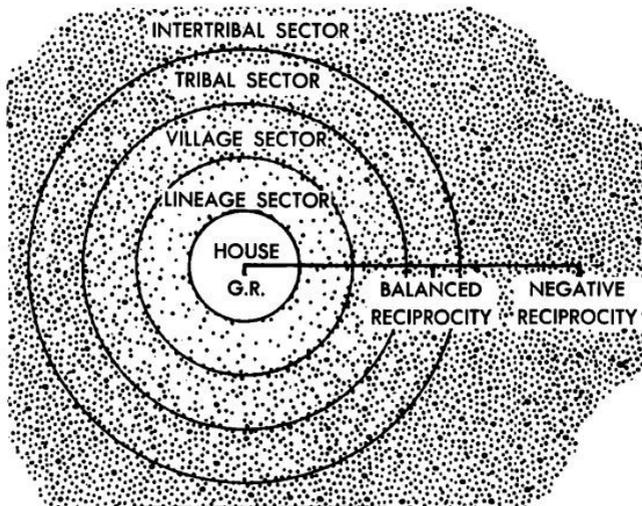


Abbildung 1: Sahlins 1972, S. 199

so nimmt auch die Neigung zu, an sich selbst zu denken und die andere Seite zu übervorteilen (negative Reziprozität; bei Gouldner „Ausbeutung“).

Die emotionale Nähe wird nicht nur durch verwandtschaftliche, partnerschaftliche oder freundschaftliche Verbundenheit hergestellt, wie sie in Familien, Freundschaften und Partnerschaftsbeziehungen vorzufinden ist. Fremden zu helfen fällt den jungen Erwachsenen zufolge ebenfalls unter Fürsorge, was zeigt, dass diese emotionale Nähe nicht auf diese Kontexte und auch nicht auf Sahlins' Sektoren zu reduzieren ist. Medienberichte und -bilder erzeugen Verbundenheit und sorgen dafür, dass die Menschen für weit entfernte andere

Menschen spenden, sich sogar auf den Weg machen um viele Kilometer entfernt vor Ort mitzuhelfen. Situativ erweitert sich über diesen Weg und unter bestimmten Umständen der Kreis der emotionalen Distanz und Fürsorge wird zur inneren Zufriedenheit und vielleicht zur Anerkennung gegeben.

Diese Anwendung der Reziprozitätstheorie von Marshall Sahlins zeigt anschaulich die Nutzbarkeit von Reziprozitätstheorien bei der Erklärung von Fürsorgebeziehungen. Im Anschluss daran ließe sich genauer erforschen, unter welchen Umständen beispielsweise Verbundenheit aufgebaut wird und auch wieder zerstört werden kann. Auch wäre es eine interessante Frage,

76

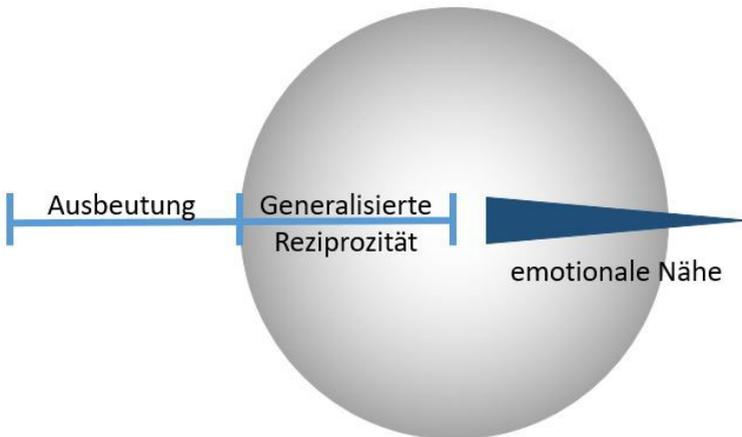


Abbildung 2: Modell der Reziprozität nach emotionaler Nähe in Fürsorgebeziehungen (eigene Darstellung)

ob bestimmte Charakteristika der Verbundenheit sich in verschiedenen Milieus unterschiedlich gestalten, ob sie sich in der Entstehung der Verbundenheit unterscheiden.

Nutzen Caretheoretiker_innen Reziprozität, dann beschränken sie sich auf die Abgrenzung zum ökonomischen Tausch, wie sie beispielsweise auch Gouldner und Bourdieu vornehmen, und die Hervorhebung der Asymmetrie von Beziehungen. Ein genauerer Einbezug der Reziprozitätstheorien kann dabei helfen, Carebeziehungen zu systematisieren.

ZUM AUTOR:

Maik Krüger (M.A.) arbeitet an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Teilprojekt 12 „‘Heute nicht mehr, und wenn auf‘m Land‘ – Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge“. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Care-, Geschlechter-, und Jugendsoziologie und Theorien zur Gabe und Reziprozität.

LITERATUR

Adloff, Frank/ Mau, Steffen (2005): Zur Theorie der Gabe und Reziprozität. In: Adloff, Frank/ Mau, Steffen (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt [u.a.]: Campus, S. 9–57.

Aulenbacher, Brigitte/ Dammayr, Maria (2014): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte/ Riegraf, Birgit/ Theobald, Hildegard (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt : Sonderband, 20), S. 125–140.

Bohnsack, Ralf (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 8. Aufl. Opladen, Farmington Hills, Mich.: Verlag Barbara Budrich.

Bourdieu, Pierre (2015): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brückner, Margrit (2011): Care Prozesse und Verletzungsrisiken. Sorgen aus der Perspektive der Akteurinnen und Akteure am Beispiel des Sorgenetzwerkes einer psychisch erkrankten Frau. In: Feministische Studien Jg. 29 (2), S. 264–279.

Brückner, Margrit (2015): Care als beziehungsorientierte Tätigkeit. Perspektiven von Professionellen und NutzerInnen Sozialer Arbeit. In: Sozial Extra 39 (1), S. 26–31. DOI: 10.1007/s12054-015-0003-y.

Dörre, Klaus/ Ehrlich, Martin/ Haubner, Tine (2014): Landnahmen im Feld der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte/ Riegraf, Birgit/ Theobald, Hildegard (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt : Sonderband, 20), S. 107–124.

Eckart, Christel (2000): Zeit zum Sorgen. Fürsorgliche Praxis als regulative Idee der Zeitpolitik. In: Feministische Studien extra: Fürsorge - Anerkennung - Arbeit 18, S. 9–24.

Gerhard, Ute (2010): Sorgen für andere als Maßstab für eine neue Sozialpolitik. In: Kumbrock, Christel/ Rumpf, Mechthild/ Senghaas-Knobloch, Eva (Hg.): Unsichtbare Pflegearbeit. Fürsorgliche Praxis auf der Suche nach Anerkennung. Berlin, Münster: Lit (Protestantische Impulse für Gesellschaft und Kirche, Bd. 10), S. 63–84.

Gouldner, Alvin W. (1984): Die Norm der Reziprozität.

Eine vorläufige Formulierung. In: Alvin W. Gouldner (Hg.): Reziprozität und Autonomie. Ausgewählte Aufsätze. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 79–117.

Kühn, Thomas; Koschel, Kay-Volker (2011): Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mauss, Marcel (2013): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. 10. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Riegraf, Birgit (2014): Care, Geschlecht, Gerechtigkeit. Von der Chancengleichheit und Verteilungsgerechtigkeit zur Entdeckung der Leistungsgerechtigkeit. In: Aulenbacher, Brigitte/ Dammayr, Maria (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim, Bergstr.: Beltz Juventa, S. 160–170.

Sahlins, Marshall D. (1999): Zur Soziologie des primitiven Tauschs. In: Berlin J Soziol 9 (2), S. 149–178.

Scherr, Albert (2010): Für eine strukturtheoretisch fundierte kritisch-reflexive Jugendforschung – Konturen einer transdisziplinären Perspektive. In: Riegel, Christine/ Scherr, Albert/ Stauber, Barbara (Hg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 47–63

Seiser, Gertraud/ Thalhammer, Martin (2017): Von der Produktion zum Austausch: Begriffe und Konzepte der Ökonomischen Anthropologie begreifen. In: Gertraud Seiser (Hg.): Ökonomische Anthropologie. Einführung und Fallbeispiele. Wien: Facultas, S. 56–85.

Simmel, Georg (2016): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Simmel, Georg: Gesamtausgabe, 11).

Strauss, Anselm L./ Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Tronto, Joan C. (1993): Moral boundaries. A political argument for an ethic of care. New York: Routledge.

Tronto, Joan C. (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: Feministische Studien extra: Fürsorge - Anerkennung - Arbeit 18, S. 25–42.

Tronto, Joan C. (2014): The Ethics of Care, Democracy

and Social Inequalities. An Interview. In: Aulenbacher, Brigitte/ Riegraf, Birgit/ Theobald, Hildegard (Hg.): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime*. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt : Sonderband, 20), S. 41–47.

Wærness, Kari (2000): Fürsorgerationalität. In: *Feministische Studien extra: Fürsorge - Anerkennung - Arbeit* 18, S. 54–66.

Yeandle, Sue/ Chou, Yueh-Ching/ Fine, Michael/ Larkin, Mary/ Milne, Alisoun (2017): Care and caring. Interdisciplinary perspectives on a societal issue of global significance. In: *International Journal of Care and Caring* 1 (1), S. 3–25. DOI: 10.1332/239788217X14866278171183.



AUS DER
REDAKTION

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine eMail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für das Lektorat, den Satz, die Autorenbetreuung sowie für die Durchführung von Interviews für unseren YouTube-Channel.

Wenn ihr nicht zum ständigen Redaktionsteam gehören wollt, gibt es die Möglichkeit, uns im Rahmen des Kuratoriums (bzw. Freundeskreises) mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

... als Autor_in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschaftlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil „Perspektiven“ gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger_in

Schickt uns eure Ideen für Rezensionen aktueller soziologischer Bücher, eigene soziologische Blog-Beiträge oder Interview-Vorschläge an: beiträge@soziologiemagazin.de

Meldet euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!

www.facebook.com/soziologiemagazin
<https://twitter.com/sozomag>
www.youtube.com/user/Soziologiemagazin



Fachliteratur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von Maik Krüger

82



Care-Politiken in Deutschland und Frankreich

Migrantinnen in der
Kindertagespflege

von Janina Glaeser
Springer VS 2018
ISBN: 978-3-658-19851-0
39,99 €

Anhand biografischer Interviews mit migrantischen Kindertagespflegepersonen evaluiert Janina Glaeser Care-Politiken in Deutschland und Frankreich und setzt sie in Relation zur steigenden Betreuungsnachfrage. Maghrebinische assistantes maternelles in Frankreich erfahren einen Statusgewinn, Tagesmütter aus postsozialistischen Ländern in Deutschland hingegen einen Verlust sozialer Mobilität. Zentral ist in beiden Ländern die Wechselwirkung einer modernen Arbeitsteilung hauptsächlich unter Frauen: die Rahmenbedingungen erwerbstätiger Mütter bedingen jene der Migrantinnen und umgekehrt.



Care Home Stories

Aging, Disability,
and Long-Term
Residential Care

von Sally Chivers und Ulla
Kriebeneegg
transcript 2017
ISBN: 978-3-8376-3805-9
34,99 €

Institutional care for seniors offers a cultural repository for fears and hopes about an aging population. Although enormous changes have occurred in how institutional care is structured, the legacies of the poorhouse still persist, creating panicked views of the nursing home as a dreaded fate. The paradoxical nature of a space meant to be both hospital and home offers up critical tensions for examination by age studies scholars. The essays in this book challenge stereotypes of institutional care for older adults, illustrate the changes that have occurred over time, and illuminate the continuities in the stories we tell about nursing homes.



Pflegedinge Materialitäten in Pflege und Care

von Lucia Artner et al. (Hg.)
transcript 2017
ISBN: 978-3-8376-3841-7
32,99 €

Ob Einmalhandschuh oder High-Tech-Gerät – Dinge spielen in Pflege und Care eine große Rolle. Doch wie tragen sie dazu bei, Pflege und Care zu konstituieren? Wie werden gesellschaftliche Vorstellungen und Ordnungen in Pflegedinge eingeschrieben und welchen Einfluss haben umgekehrt Gegenstände bei deren Entstehung?

Solche von der Forschung bislang vernachlässigten Fragen rückt der Band in den Fokus. Die Beiträger_innen zeigen auf, wie Menschen und Dinge in unterschiedlichen historischen und gegenwärtigen Settings von Pflege und Care interagieren und wie Objekte dazu beitragen können, Normalität, Nähe oder Wissen herzustellen bzw. zu verhindern.



Healthcare as a Human Rights Issue Normative Profile, Conflicts and Im- plementation

von Martina Schmidhuber
und Andreas Frewer (Hg.)
transcript 2017
ISBN: 978-3-8376-4054-0
39,99 €

This book deals with various facets of the human right to health: its normative profile as a universal right, current political and legal conflicts and contextualized implementation in different healthcare systems. The authors come from different countries and disciplines – law, political science, ethics, medicine etc. – and bring together a broad variety of academic and practical perspectives. The volume contains selected contributions of the international conference „The Right to Health - an Empty Promise?“ held in September 2015 in Berlin and organized by the Emerging Field Initiative Project „Human Rights in Healthcare“ (University of Erlangen-Nürnberg).



Dimensionen der Sorge

Soziologische, philosophische und theologische Perspektiven

von Anna Henkel et al. (Hg.)
Nomos 2016
ISBN: 978-3-8487-2907-4
64,00 €

Der Band geht interdisziplinär der Frage nach, wie sich Sorge als existenzielle Grundkonstante in modernen Gegenwartsgesellschaften manifestiert. Konzeptuell liegt den Beiträgen eine Unterscheidung von drei Dimensionen der Sorge zugrunde: die Sorge um sich, die Sorge um andere und die Sorge um die Umwelt.

Diese Dimensionen werden dabei auch in einer genealogischen Perspektive betrachtet. Dadurch wird ein umfassendes Forschungsfeld eröffnet, in dem heterogene empirische Phänomene, komplexe gesellschaftliche Entwicklungen und zentrale ethische Fragestellungen in einer theologischen, sozialwissenschaftlichen und philosophischen Perspektive bearbeitet werden. Ziel des Forschungsfeldes ist es, durch die wechselseitige Bezugnahme dieser Perspektiven Sorge als ein Schlüsselkonzept zur Analyse der spätmodernen Gesellschaft zu nutzen und zu etablieren. Die Forschung steht im Kontext zum gleichnamigen Forschungsschwerpunkt am Evangelischen Studienwerk Villigst.

Sich einen Begriff vom Leiden Anderer machen

Eine Praktische Philosophie der Sorge

von Patrik Schuchter
transcript 2016
ISBN: 978-3-8376-3549-2
39,99 €

Sorge-Beziehungen in Medizin und Pflege sind geprägt von existenzieller Auseinandersetzung mit entscheidenden Fragen des Menschseins.

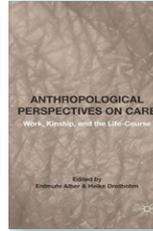
Was kann die antike Philosophie hierzu beitragen? Patrick Schuchter hat die antiken philosophischen Praktiken der Sorge um sich für die Praktiken der Sorge für Andere («Care») in der Gegenwart aufbereitet. Ausgehend von einem weiten und hermeneutisch fundierten Begriff der Sorge mündet die Schrift in eine radikale Neubegründung der Ethik und liefert so einen Impuls für eine aufgeklärte philosophische Praxis und Lebenskunst mitten im Alltag des Lebens und Arbeitens.



Care Revolution

Schritte in eine solidarische Gesellschaft

von Gabriele Winker
transcript 2015
ISBN: 978-3-8376-3040-4
11,99 €



Anthropological Perspectives on Care

Work, Kinship, and the Life-Course

von Erdmute Alber und
Heike Drotbohm (Hg.)
Palgrave Macmillan 2015
ISBN: 978-1137513434
105,00 US-Dollar

Viele Menschen geraten beim Versuch, gut für sich und andere zu sorgen, an die Grenzen ihrer Kräfte. Was als individuelles Versagen gegenüber den alltäglichen Anforderungen erscheint, ist jedoch Folge einer neoliberalen Krisenbearbeitung. Notwendig ist daher ein grundlegender Perspektivenwechsel – nicht weniger als eine *Care Revolution*.

Gabriele Winker entwickelt Schritte in eine solidarische Gesellschaft, die nicht mehr Profitmaximierung, sondern menschliche Bedürfnisse und insbesondere die Sorge umeinander ins Zentrum stellt. Ziel ist eine Welt, in der sich Menschen nicht mehr als Konkurrent_innen gegenüberstehen, sondern ihr je individuelles Leben gemeinschaftlich gestalten.

In the course of last two decades, the notion of care has become prominent in the social and cultural sciences. As a result of this proliferation of care in several disciplinary fields, we are observing not only the expansion of its conceptual meaning, but also an increasing imprecision in its usage. A growing amount of literature focuses on the intersection between work, gender, ethnicity, affect, and mobility regimes. In view of this growing field of literature, *Anthropological Perspectives on Care* looks at the notion of care from an anthropological perspective. Complementing earlier approaches, Alber and Drotbohm argue that an interpretation of care in relation to three different concepts, namely work, kinship and the life-course, will facilitate empirical and conceptual distinctions between the different activities that are labeled as care.



Wirtschaft ist Care oder: Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen

von Ina Praetorius
Heinrich-Böll-Stiftung 2015
ISBN 978-3869281384
Kostenloser Download

Die Ökonomie ist zu einer Art Leitwissenschaft geworden, aus der viele Menschen ihre Anschauungen über „normal“ und „richtig“ beziehen, über den Wert von Beziehungen und Tätigkeiten. Doch ausgerechnet diejenigen Maßnahmen zur Bedürfnisbefriedigung, die immer noch von viel mehr Frauen als Männern gratis in so genannten Privatsphären geleistet werden, kommen in der Wirtschaftswissenschaft gar nicht oder nur verzerrt am Rande vor. Welche Folgen hat diese Auslassung?

Zur Beantwortung dieser Frage unternimmt die Theologin Ina Praetorius in ihrem Essay „Wirtschaft ist Care“ eine Reise durch die Ideengeschichte des Abendlandes und zeigt die tiefe Verwurzelung einer ungerechten, zweigeteilten Ordnung in unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsorganisation.



Migrant Care Workers aus Polen in der häuslichen Pflege

Zwischen familiärer
Nähe und beruflicher
Distanz

von Patrycja Kniejska
Springer VS 2016
ISBN 978-3-658-14206-3
22,99 €

Das Buch ermöglicht einen differenzierten Blick auf die PendelmigrantInnen aus Polen, die in der häuslichen Pflege in Deutschland überwiegend ‚schwarz‘ beschäftigt werden. Patrycja Kniejska zeigt, dass sie eine Variante von Pflegenden repräsentieren, die bilokal leben und über virtuelle Kommunikation die Verbindung zu ihrer Familie in Polen aufrechterhalten. Sie üben eine herkunftsorientierte Laienpflege, die sich am polnischen Familienmythos orientiert, kompetent und zuverlässig aus und stellen eine Teillösung für den Pflegenotstand in Deutschland dar. Die Untersuchung trägt zur ihren Entstereotypisierung bei, weist auf ihre Potenziale, unterschiedliche Rollen in ihren Familienleben und für ihre ArbeitgeberInnen und auf die Spannungsfelder am Arbeitsplatz hin.

Redaktionsteam

Andreas Schulz (M.A.), studiert Kultur- und Sozialanthropologie sowie Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Aufgaben: Review, Autor_innenbetreuung, Vorstand.

Claas Pollmanns (M.A.), arbeitet und promoviert in Chemnitz. Aufgaben: Review, Autor_innenbetreuung, Vorstand.

Clément Dréano (M.A.), promoviert in Turin und Mailand. Aufgaben: Review, Autor_innenbetreuung.

88

Eva-Maria Bub (Dr. des.), ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Darmstadt. Aufgaben: Betreuung des Wissenschaftlicher Beirats, Social Media, Review, Blog-Koordination.

Laura Porak (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Wien und Volkswirtschaftslehre an der Wirtschaftsuniversität Wien. Aufgaben: Review, Autor_innenbetreuung, Lektoratskoordination.

Maik Krüger (M.A.), ist für wissenschaftliche Mitarbeit an der LMU München angestellt und promoviert dort. Aufgabe: Koordination dieser Sonderausgabe.

Nadja Boufeljah (M.A.), arbeitet als Coach in der Wiesbadener Jugendwerkstatt. Aufgabe: Anzeigen.

Tatiana Huppertz (M.A.), arbeitet als Semantics Expert bei der cognesys GmbH in Aachen. Aufgaben: Review, Lektorat.

Veronika Riedl (B.A.), studiert Soziale und Politische Theorie sowie Französisch an der Universität Innsbruck. Aufgaben: Layout und Satz.

Danksagung

Das Soziologiemagazin wird – samt dem dazugehörigen Verein – ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent_innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen und Professor_innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor_innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden.

89

Vielen Dank auch an die Autor_innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich.

So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser_innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

Entfremdung

Und wovon eigentlich?!

AKTUELLES HEFT

Entfremdung readressiert Dustin Voss |
Henri Lefebvre: Entfremdung und das
Recht auf die Stadt Sebastian Illigens | Zwanghafte
Selbstverwirklichung? Sam Schneider | **Das Ich,**
das Wir und das Netz Jonathan Armas

Außerdem: Expert_inneninterview zum Titelthema | Call4Pictures | ausgewählte Fachliteratur
Konferenzen- und Tagungstermine 2017/18

Impressum

HERAUSGABE

soziologiemagazin e.V.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDPR)

Claas Pollmanns (Vorsitz)
Andreas Schulz (stellv. Vorsitz)
Sarah Kaschuba
Markus Rudolfi
vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION FÜR DIESE SONDERAUSGABE

Andreas Schulz, Claas Pollmanns, Clément Dréano, Eva-Maria Bub, Laura Porak, Maik Krüger (Koordination), Nadja Boufeljah, Tatiana Huppertz, Veronika Riedl

FRAGEN BITTE AN

redaktion@soziologiemagazin.de

EDITORIAL DESIGN

Veronika Riedl

ILLUSTRATIONEN UND FOTOGRAFIEN

Andreas Schulz, Veronika Riedl

ANZEIGEN

Ansprechpartnerin: Nadja Boufeljah
anzeigen@soziologiemagazin.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 01.05.2015

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. Birgit Blätzel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof. Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff, Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Prof. Dr. Thomas Kron, Dr. Diana Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dr. Yvonne Niekrenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cornelia Schadler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin Siri, Dr. Irene Somm, Prof. Dr. Manfred Stock, Dr. Sylvia Terpe, Prof. Dr. Paula-Irene Villa, Prof. Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner, Dr. Jochen Wittenberg

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN

E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot finden Sie auf:
www.sozialogiemagazin.de

Sonderheft 3, Jg. 11, 2018

© 2018 Soziologiemagazin

URN Gesamtband: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:19-epub-42286-7>

Konsum und Verhalten

in kapitalistischen und postmaterialistischen Gemeinschaften

Konsum ist ein komplexes Agieren in der Gesellschaft, welches zum einen selbstverständlicher Bestandteil unseres soziokulturellen Lebens ist und zum anderen durch Individuen, Gruppen und Institutionen gestaltet wird. In westlichen Wirtschaftswissenschaften hingegen werden Konsumstrukturen häufig nur als Teil eines ökonomischen Kreislaufes von Produktion, Distribution und Konsum gedacht.

Weg von dieser hegemonialen und „westlich“ geprägten Diskussion von Massenkonsum und Konsumgesellschaft(en) bestimmen Konsumgewohnheiten soziale Handlungen und Beziehungen und haben im Kontext von Globalisierungen Auswirkungen auf lokale und globale Praktiken. Während westlich sozialisierte Ökonomen oftmals eine „Konsumüberforderung“ für den globalen Norden konstatieren, verdeutlichen ethnografische Studien, dass Konsum so viel mehr bedeutet als Dinge zu kaufen, zu nutzen und zu verbrauchen. Denn Gemeinschaften im Sinne Tönnies, die sich durch ein starkes „Wir-Gefühl“ definieren und sich klar von anderen Gruppen abgrenzen, können durch den bewussten Konsum ihre eigenen gesellschaftlichen Determinanten mitgestalten. Dies gelingt, da jede Form von materiellem Besitz eine soziale Bedeutung in sich trägt und somit als ein zwischenmenschliches Kommunikationsmittel angesehen werden kann. So dienen Konsumpraktiken nicht ausschließlich der Bedürfnisbefriedigung, sondern der Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen. Auch die soziologischen Klassiker *Die feinen Unterschiede* (Bourdieu) oder *The World of Goods* (Mary Douglas)

verdeutlichen, dass Konsumstrukturen Klassenbeziehungen reproduzieren oder auch Kultur stabilisieren.

Aber wie haben sich Konsumpraktiken in der Gegenwart gewandelt? Wie bestimmen Konsummuster Gemeinschaften und welche Ausdifferenzierungen und Exklusionen finden auf Basis von Konsum statt? Wie konsumieren außereuropäische Gemeinschaften und Gesellschaften und welche Unterschiede lassen sich in postmaterialistischen Gemeinschaften hinsichtlich intersektionaler Fragestellungen ausmachen? Welchen Einfluss haben etwa Individualisierungstendenzen sowie Auseinandersetzungen in Medien und Politik auf das Konsumverhalten? Wie steht es um die Zukunft der viel umschriebenen Konsumgesellschaft? Welche Rolle spielen Rituale, Feste und Praktiken wie Gabentausch in diesem Zusammenhang? Und welchen Beitrag können soziologische Theorien bei der Beantwortung dieser Fragen leisten?

Das alles wollen wir von Euch wissen! Schickt uns Eure Texte zu diesen oder auch weiteren Fragen zum Thema bis zum **1. Juni 2018** an [einsendungen\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:einsendungen[at]soziologiemagazin.de). Darüber hinaus sind wir wie immer themenunabhängig an Euren Rezensionen, Interviews oder Tagungsberichten interessiert.

Hilfestellungen für Eure Artikel bekommt ihr auf unserem Blog unter [Hinweise für Autor_innen](#). Ihr wollt nicht schreiben und habt visuelle soziologische Arbeiten in bewegter oder nicht bewegter Form? Dann schickt sie uns. Wir sind gespannt auf Eure Arbeiten!